

## 4. Theorie: Beiträge einer postphänomenologischen Soziologie

Nachdem das postphänomenologische und das soziologische Interesse zuerst über den Gegenstand – die technisch bedingte Veränderung der Erfahrung in der Spätmoderne – miteinander kombiniert wurden, konnte im vorherigen Abschnitt auch auf der methodischen Ebene eine Verbindung hergestellt werden. Empirisch lassen sich dann die Funktionsweisen der Technologien, ihre Anwendungen in sozialen Situationen und ihre Einbettung in sozio-kulturelle Kontexte analysieren. Mit solchen empirischen Forschungen werden die abstrakten Konzepte nicht nur anschaulicher und auf konkrete Lebenswelten hin anwendbar, sie bieten einen zusätzlichen Erkenntnisgewinn und eröffnen neue theoretische Perspektiven. Betrachtet man die drei Fallstudien, lassen sich einige Schlüsselerkenntnisse daraus zusammenfassen und in neuen Konzepten zusammenführen:

In der Fahrausbildung wird deutlich, dass die verschiedenen Technologien und die mit ihnen erzeugten Weltzugänge gleichzeitig bestehen und miteinander zu verbinden sind. Dadurch ergibt sich eine Konkurrenz oder Komplementarität dieser Weltzugänge, die in jedem Fall aufeinander bezogen werden müssen. Als die zentrale Akteursposition erweist sich hier die des Fahrlehrers. Er verfügt über eine Übersetzungskompetenz, die es ihm nicht nur ermöglicht, zwischen den Weltzugängen intuitiv zu wechseln und sie miteinander zu kombinieren, sondern diese Verhältnisse auch explizit zu machen und damit die Fahranfänger:innen auf die komplexe Verkehrswelt vorzubereiten.

Mit einer Komplexität verschiedener Technologien hat man es auch in der Diabetes-Therapie zu tun und genauso finden sich Akteure, die über das notwendige Wissen verfügen und es auch vermitteln. Die Organisation des Wissens ist allerdings weit weniger stark institutionalisiert, weshalb neue Technologien und die dahinterstehenden Unternehmen einen größeren Einfluss auf das Verhältnis der verschiedenen Akteursgruppen zueinander haben. Die Technologien verändern den Körper selbst in einer durchaus gewünschten Weise. Der unregulierte Blutzuckerspiegel als Ausgangspunkt und das immer wieder neu herzustellende Gleichgewicht verändern darüber hinaus aber den Blick auf den Körper und insgesamt auf das leiblich verfasste Subjekt, das sich zunehmend über die Technik erfährt.

Soziale Roboter stellen ein Ensemble komplexer Technologien dar, die mehr als nur Instrumente oder Medien sind, um auf die Welt zuzugreifen, sie können ernsthafte Gegenüber bilden. Womit man es genau zu tun hat und über welche Arten von Weltzugängen diese technischen Entitäten

gegebenenfalls verfügen, wird in den Situationen selbst schrittweise bestimmt. Gerahmt werden diese aber bereits von Hoffnungen, bei der Lösung sozialstruktureller Probleme einer alternden Gesellschaft helfen zu können sowie von den Befürchtungen, als Mensch zunehmend bedeutungslos zu werden. Es ergeben sich neue Fragen dazu, wer zum Kreis sozialer Akteure gehört und in welchem Verhältnis Menschen und fortgeschrittene Technologien in diesen stehen.

Fügt man die konzeptionellen Überlegungen und die empirischen Erkenntnisse zusammen, lassen sich Schlüsselkategorien formulieren, die in der Folge auf verschiedenen Theorieebenen behandelt und weiter ausgebaut werden können. Der Körper erweist sich als zentrales Element im Weltzugang. Dieser Körper ist aber mal unerfahren (wie in der Fahrschule), gesundheitlich beeinträchtigt und behandlungsbedürftig (wie bei Diabetes) oder kann aufgrund des Alters nicht mehr im selben Maße Sozialkontakte wahrnehmen (und sieht sich dann einem Quasi-Anderen wie einem sozialen Roboter gegenübergestellt). Genauso unterschiedlich sind auch die Technologien, die für analytische Zwecke zwar einzeln mit den durch sie jeweils entstehenden Relationen betrachtet werden können, die in den alltagsweltlichen Situationen aber nie isoliert sind. So ergibt sich die *Differenzierung* als ein Schlüsselkonzept, das die Körper und Technologien betrifft und dazu auffordert, den Status neuer Technologien im Sozialen zu klären. Mit dem phänomenologischen Sinn für Zeitlichkeit, jenem des Pragmatismus für die Prozesshaftigkeit und jenem der Relationalen Soziologie für Verbindungen entsteht eine Sensibilität für *Veränderungen*, die sich in der Empirie auch in der sequentiellen Analyse ausdrückt. Deutlich wird die Veränderung vor allem in Bezug auf das Subjektverständnis, da die Subjekte nun den eigenen Weltzugang immer wieder neu ins Verhältnis zur Technik und zu dem anderer setzen müssen. Die Bedeutung der Technologien wird vielfach gemeinsam erarbeitet, mehrfach intersubjektiv abgesichert und auf diese Weise ein Bestand sozial sinnhafter Praktiken im Umgang mit neuen Erfahrungsweisen gebildet. Die dafür zur Verfügung stehenden Rollen und Institutionen bilden die *Organisation* der Erfahrung und letztlich die Grundlage für das spezifische Verständnis von *Wirklichkeit* in der technologisierten Spätmoderne.

Mit einer vorangestellten Klärung des Erfahrungsbegriffs, der noch uneindeutig zwischen dem menschlichen und technischen Weltzugang stand, besteht die Gelegenheit, die postphänomenologische Soziologie und die Akteur-Netzwerk-Theorie miteinander ins Gespräch zu bringen, aber auch voneinander abzugrenzen. Ansonsten besteht der Beitrag einer postphänomenologischen Soziologie zur soziologischen Theorie vor allem in folgenden Bereichen:

Mit Betrachtungen zum Zusammenspiel von Körpern und Technologien, von menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren, liegt eine erste

Möglichkeit dazu im Bereich der Sozialtheorie, insbesondere in den Fragen zu den Grenzen des Sozialen und der Bedeutung der verschiedenen Entitäten darin. Dies berührt auch die Debatte um die Zentrierung und Dezentrierung des Subjekts in einem neu gedachten System von Wechselwirkungen, wie sie in Referenz zum Anthropozän auf der einen Seite und zum Posthumanismus auf der anderen geführt wird.

Die Subjekttheorien bilden den zweiten Bereich zu dem beigetragen werden soll. Mit den neuen Technologien verändern sich die Objekte, die Zugänge zu den Objekten und eben auch die Subjekte selbst, die als sozio-historische Elemente begriffen werden und sich in der Spätmoderne spezifisch formen. Mit Blick auf die relationale Hervorbringung wird auch die Diskussion um die Konzeptionen zur Stärke des Subjekts, beziehungsweise seine Entwicklung zu einem starken Subjekt, aufgegriffen.

In Anschluss an die phänomenologische Tradition innerhalb der Soziologie, vorrangig der Sozialkonstruktivismus und die Wissenssoziologie, ist es schließlich, drittens, ein Beitrag zum Verständnis der sozialen beziehungsweise sozio-technischen Konstruktion von Wirklichkeit. Vor diesem Hintergrund bietet es sich an, die zu Beginn gestellte Forschungsfrage weiter zuzuspitzen. Im engeren Sinne geht es um das Verhältnis zwischen menschlichen und technischen Weltzugängen in der Bestimmung sozialer Wirklichkeit. Die klassische sozialphänomenologische Frage nach der Verbindung zwischen den eigenen Erfahrungen und den Erfahrungen anderer, der Intersubjektivität und der Konstruktion von Wirklichkeit erweitert sich um das Element der Technik und damit auch um eine zeitdiagnostische Komponente. Blickt man damit seitwärts in Richtung der Akteur-Netzwerk-Theorie, ergeben sich Querverbindungen, aber auch zurückblickend auf klassische Arbeiten wie die »Strukturen der Lebenswelt« (Schütz/Luckmann 1979) oder »Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit« (Berger/Luckmann 1966/2007) einige Erweiterungen und Aktualisierungen.

## 4.1 Warum Körpersubjekte Erfahrungen machen und Technologien nicht

### 4.1.1 *Subjekt, Körper und Weltzugang*

Einige terminologische Aspekte vorweg. Von einem *Subjekt* wird hier unter folgenden Voraussetzungen gesprochen. Es muss sich um eine Entität handeln, die sich als eine Einheit begreift und sich dabei von einer Umwelt unterscheidet, zu dieser Umwelt aber auch einen Zugang herstellen kann. Ferner ist es notwendig, dass dieser Zugang nicht einfach

nur erlebt wird, sondern eine Bewusstheit um das Erleben und seine Bedingungen besteht. In diesem Rahmen kann eine solche Entität ihren Standort und ihre Grenzen bestimmen sowie sich intentional nach außen orientieren und handeln. Wenn man will, kann man diese Definitionselemente neben Plessners »Die Stufen des Organischen und der Mensch« (1928/1965) stellen und zum Beispiel den Körper mit der Abgrenzung und die exzentrische Positionalität mit der Reflexionsfähigkeit verbinden. Dass sich das Subjekt mit dem Körper identifiziert, kann aber nicht von vornherein angenommen werden, ebenso wenig wie die reflexive Betrachtung des eigenen Erlebens dem Subjekt mitgegeben ist. Der Körper wird historisch betrachtet unterschiedlich stark mit dem Subjekt verknüpft. So identifiziert Lindemann einen christlich geprägten Seelenindividualismus im vormodernen Europa, der von einem Körperindividualismus abgelöst wurde (Lindemann 2014: Kapitel 5). Mit weitreichenden Folgen, denn nicht nur dass die Folter abgeschafft wird (der Zugriff auf den Körper war davor legitim, da sich das Individuum über die unsterbliche Seele definierte), die soziale Ordnung insgesamt ist davon betroffen, da Raum und Zeit zu messbaren Größen gemacht werden, in denen sich Körper aufhalten und verorten lassen (Lindemann 2014).<sup>1</sup> Sich auf diesen bestehenden Körperindividualismus der westlichen Moderne zu beziehen, bedeutet eine gewisse Engführung. Es macht aber deutlich, dass die Körperlichkeit und die davon ausgehenden Erfahrungen für das Subjekt und sein Verständnis in der Welt in der Spätmoderne entscheidend sind. Mit der Eingrenzung des Subjekts und des Körpers auf der einen Seite kann ihm vorläufig (vor der Betrachtung der Relationen) eine Welt als zu erfahrende Außenwelt auf der anderen Seite gegenübergestellt werden. Würde man annehmen, dass sich für deren

1 Inspirativ ist in diesem Zusammenhang eine Beschreibung des 25 Jahre auf Neukaledonien lebenden und wirkenden Ethnologen und Missionars Maurice Leenhardt, die Lindemann (2016b: 135) ausschnittsweise nutzt, um auf die Konstruktion des Körperindividualismus aufmerksam zu machen. Dort heißt es ausführlicher: »Als ich einmal den im Denken der [Bewohner:innen], die ich lange Jahre unterrichtet hatte, erreichten Fortschritt ermes sen wollte, wagte ich eine Suggestivfrage: Im Großen und Ganzen ist es doch die Vorstellung vom Geist, die wir in euer Denken getragen haben? Und er erwiderte: Der Geist? Bah! Ihr habt uns nicht den Geist gebracht. Wir kannten schon das Vorhandensein des Geistes. Wir verfahren nach dem Geist. Aber was ihr uns gebracht habt, das ist der Körper.« (Leenhardt 1947/1983: 215f). Zum Hintergrund: Die Gemeinschaft auf Neukaledonien verstand sich vor der Missionierung nicht als ein Zusammenschluss von Körperindividuen, sondern als ein Verbund, in dem alle Elementen miteinander verwoben waren. Erst mit der Missionierung entstand die Idee, dass ein räumlich und zeitlich fixiertes Objekt wie der leibliche Körper mit dem Individuum identisch ist.

Wahrnehmung ganz spezifische Sinne herausbilden, stellt sich mit Plessner (1923/1980: 51) gesprochen die Frage, woher der Organismus ohne die bereits bestehenden Sinne wissen kann, welche Sinnesorgane er herausbilden muss. Plessner kommt zu dem Schluss, dass es die Sinne unabhängig von der Außenwelt geben muss, die dann eben nur bestimmte Dimensionen von dieser erfassen können. Im Anschluss an die Diskussion in Kapitel 2.2 und mit Bedacht auf Plessners und Soeffners weitere Arbeiten zu den Sinnen lässt sich jedoch argumentieren, dass es eine Grundausstattung an Sinnen geben mag, entscheidend aber deren Schulung und Sensibilisierung ist. Postphänomenologisch ist zudem zu ergänzen, dass diese Sinne in Verbindung mit Technologien verstärkt und um ganz neue Weltzugänge komplementiert werden können.

#### 4.1.2 Verkörpertes Bewusstsein

Wie im Kapitel zum Begriff der Erfahrung bereits ausführlich dargestellt, betrachten auch Schütz und Luckmann den Körper als eine notwendige Voraussetzung für das Erleben, worauf das Bewusstsein reflexiv zugreift.<sup>2</sup> Mit der Zentralstellung des Bewusstseins fällt es leicht, den Körper davon getrennt, als eine Vorstufe, zu betrachten. Wenn das Subjekt hier als ein körperlich gebundenes beschrieben wird, ist damit aber keine Opposition zu einem *Subjekt als Bewusstsein* angedacht. Körper und Bewusstsein werden als miteinander verschränkt betrachtet, oder mit Merleau-Ponty und im Anschluss an Ihde gedacht: diese Reflexionsschleife ist enger, da das Subjekt ein leibliches Bewusstsein hat, mit dem es bereits Teil der Welt ist.

Würde man dagegen die Konzeption von einem Bewusstsein, das auf ein körperliches Erleben zugreift, übernehmen, ließe es sich natürlich auch in der anderen Richtung zuspitzen. Mit einer streng cartesianischen Trennung von Körper und Geist könnten die beiden Teile als je autonom funktionierend und damit getrennt voneinander betrachtet werden. Der Körper ist dann *zufällig* der materielle Träger des Bewusstseins. Insofern könnte er auch beliebig ausgetauscht werden, zumal das Bewusstsein davon nicht betroffen wäre. So könnte – die Idee findet sich beispielsweise bereits in Hans Moravcs »Mind Children. The Future of Robot and Human Intelligence« (1988) – das Bewusstsein auf einen Computer geladen werden. Die menschliche Existenz wäre damit nicht

- 2 Bei Berger und Luckmann findet sich der Körper in ähnlicher Weise wieder – als das Koordinatensystem des Subjekts und seiner Alltagswirklichkeit: »Die Wirklichkeit der Alltagswelt ist um das ›Hier‹ meines Körpers und das ›Jetzt‹ meiner Gegenwart herum angeordnet. Dieses ›Hier‹ und ›Jetzt‹ ist der Punkt, von dem aus ich die Welt wahrnehme.« (Berger/Luckmann 1966/2007: 25, Hervorhebungen im Original).

mehr an einen, aus der Sicht des Transhumanismus hochgradig anfälligen und vom Verfall bedrohten Körper gebunden, sondern potentiell grenzenlos verlängerbar. Möglich wäre das allerdings nur dann, wenn Körper und Bewusstsein vollständig unabhängig voneinander sind und – das ist die technische Frage darin – auch voneinander entkoppelbar. N. Katherine Hayles greift diese Prämisse scharf an, wenn sie zu Beginn ihres Hauptwerkes »How we became posthuman« (1999) fragt, »How, I asked myself, was it possible for someone of Moravec’s obvious intelligence to believe that mind could be separated from body?« (Hayles 1999: 1). Sofern die Entkoppelung möglich ist, könnte in der Vorstellung des Transhumanismus schließlich die materielle Basis beliebig getauscht und damit durch leistungsfähigere ersetzt werden. Das Subjekt ohne Körper (oder mit einem technischen Substrat) wäre eines, bei dem die Erfahrung um die sinnlichen Weltzugänge und das leibliche Erleben subtrahiert werden müsste. In einer Spielart des Transhumanismus, dem Extropianismus, wird auch das menschliche Gehirn als ein Set von neuronalen Aktivitäten betrachtet, die technisch reproduziert werden könnten (vgl. Miller 2011: 214).<sup>3</sup> Anders als die Philosophische Anthropologie in Bezug auf den Körper und seine Erweiterungen oder das Konzept vom »Extended Mind« (Clark/Chalmers 1998) in Bezug auf den Geist ist es im Transhumanismus nicht die Verlängerung menschlicher Fähigkeiten, sondern deren Ersatz durch technische Systeme. So tiefgreifend diese Einschnitte auch sein mögen, wird davon ausgegangen, dass das Bewusstsein im Grunde gleich bleibt. Mit den Analysen der Leib- und Neophänomenologie, den Ergebnissen von Gallaghers Arbeiten zur verkörperten Kognition (2005, 2008) sowie denen von Hayles zu *virtuellen* Körpern (1999) und von Moser zu Technik und Disability (2006) lässt sich diese Sicht nicht halten. Auch die bewusstseinszentrierten Konzepte der Phänomenologie und phänomenologischen Soziologie lassen sich letztlich nicht so verstehen, dass das Bewusstsein unabhängig vom Körper ist (sondern nur mehr oder weniger eng an ihn gebunden).<sup>4</sup> Dazu

3 Eine Art Grundlegung des Transhumanismus und des Extropianismus findet sich in Max Mores »The Extropian Principles. Version 3.0« von 1998, von dem es mittlerweile zahlreiche erweiterte Fassungen gibt. Für eine kritische Analyse siehe vor allem Miller (2011).

4 Vgl. dazu auch Plessners Ausführungen zum »doppeldeutigen Charakter« der Existenz: »Ich gehe *mit* meinem Bewußtsein spazieren, der Leib ist sein Träger, von dessen jeweiligem Standort der Ausschnitt und die Perspektive des Bewußtseins abhängen; und ich gehe *in* meinem Bewußtsein spazieren, und der eigene Leib und seine Standortveränderungen erscheint als Inhalt seiner Sphäre. Zwischen beiden Ordnungen eine Entscheidung treffen zu wollen, hieße, die Notwendigkeit ihrer gegenseitigen Verschränkung mißverstehen. Mit demselben Recht muß ich an zwei sich ausschließenden Ordnungen festhalten: An der absoluten Mittelpunktsbezogenheit aller Dinge

müsste das Bewusstsein letztlich auch unabhängig von der Welt gedacht werden, in die der Körper eingebunden ist. Entwicklungen wären dann radikal selbstbestimmt, wogegen man ansonsten die (evolutionäre) Entwicklung des Körpers und die Veränderung des Körpers (über die Lebenszeit) mitdenkt. In diesem Prozess entwickelt sich auch die Erfahrbarkeit und damit die eigene Vorstellung von Subjekt-Objekt-Verhältnissen. In diesem Sinne ist auch Wolfgang Welschs Unbehagen mit dem verbreiteten Konsens zu verstehen, dass die Welt nicht so ist, wie sie uns erscheint. »Sollten nicht manche Dinge tatsächlich so sein, wie sie sich uns darstellen? Sollte dies nicht zumindest dort gelten, wo Subjekt und Gegenstand sich strikt korrelativ gebildet haben?« (Welsch 2015: 11).

#### 4.1.3 Wenn dünne Subjekte dicker werden

Das Subjekt, das einen sinnlichen Zugang zur Welt herstellen kann, diesem als Körperindividuum eine Bedeutung in der Erfahrung beimisst und in der Folge das eigene Erleben reflexiv einfangen kann, ist im Grunde ein prozessual gedachtes Subjekt. Beim Ausgangspunkt handelt es sich demnach um ein *schwaches Subjekt* oder mit Steets (2019) gesprochen um ein *noch dünnes Subjekt*. Der Zugang des Subjekts zu den Objekten der Umwelt verläuft über den Körper und die Sinne (man kann auch sagen, die Objekte wirken über den Körper und die Sinne ein). Durch diese Verbindung entsteht eine Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, die für beide nicht folgenlos bleibt. Sofern man das *dünne* Subjekt nicht als eine Gegenposition zu einem *dicken* Subjekt versteht, sondern wie Steets als eine Vorstufe davon – ein Subjekt mit »Subjektbegabung« (Steets 2019: 136, Hervorhebung im Original), das sich erst entfalten muss –, geschieht dies in diesen Beziehungen. Begrifflich könnte in diesem Sinne auch von einem schwachen/starken Subjekt dann gesprochen werden, wenn ein solches konzeptionell bereits feststeht. Ein dünnes/dickes Subjekt bezeichnet dagegen die Punkte in einem Prozess, es handelt sich dann genau genommen um ein *noch dünnes* oder ein *schon dickes* Subjekt. Die Beziehungen, in denen diese Entwicklung stattfindet, sind einerseits asymmetrische Beziehungen mit einfachen Objekten und andererseits symmetrische Beziehungen mit Alter Egos. In Auseinandersetzung mit beiden wird das Subjekt ein *dickeres* und auch die Objekte

der Umwelt auf meinen Leib bzw. auf das in ihm beharrende Zentrum von Wahrnehmung, Denken, Initiative und Anteilnahme, auf mich bzw. »das Ich« und sie zugunsten der relativen Gegenseitigkeitsbeziehung aller Dinge einschließlich meines Leibes (mitsamt meinem Bewußtsein) preisgeben. Beide Ordnungen zeichnen sich in der Doppelrolle des Menschen als Körper im Körper ab.« (Plessner zitiert nach Soeffner 2004: 143f, Hervorhebungen auch dort).

und Anderen erlangen Bedeutung, da sie von jemandem wahrgenommen werden und für jemanden etwas bedeuten.

Ich will diesem Vorschlag von Steets, den sie in Auseinandersetzung mit Knoblauchs Subjektbegriff im Kommunikativen Konstruktivismus entwickelt, folgen, da damit eine Lösung für das ansonsten schwelende Problem vorliegt, ob das Subjekt bereits gegeben ist und aus sich handelt oder eine Entität handelt und daraus zu einem Subjekt wird. Im Grunde betrifft das auch die phänomenologische Frage nach der Konstitution von Subjekt und Objekt. Die eine Lesart wäre, dass es ein Subjekt gibt, das sich auf ein Objekt zu beziehen lernt, die andere Lesart, dass zwei Entitäten aus der Beziehung heraus erst jeweils entstehen. Während in der Tradition der philosophischen Anthropologie ersteres zu finden ist, hat die Relationale Soziologie eine starke Präferenz für zweiteres. Sie verzichtet schließlich gänzlich auf Substanzialismen und setzt die Relation ontologisch ein. Der Vorschlag in der Folge von Steets wäre nun, mit einem *dünnen* Subjekt zu starten, das sich abgrenzen und selbst definieren kann, das aber mit jeder Beziehung und jeder Interaktion *dicker* wird. Gelingt dies, dann stellt sich eine Erkenntnis ein, wonach nicht die mehr oder weniger günstige Ausgangslage entscheidend war, sondern in erster Linie die Möglichkeit, Beziehungen eingehen zu können und mit den steigenden Referenzen sich selbst verorten zu können. Der so wichtige Punkt, sich als Einheit zu begreifen und von der Umwelt abzugrenzen, mag für den Start der Subjektbildung notwendig gewesen sein, letztlich machen aber die Relationen das Subjekt aus. Dieser Prozess entspricht der Idee der (inter-)relationalen Ontologie in der Postphänomenologie. Begonnen wird mit einer klaren Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt, dann werden aber die Wechselwirkungen beobachtet, die Veränderungen analysiert und letztlich die Subjekt-Objekt-Trennung aufgegeben.

Die Subjektwerdung in den Vordergrund zu stellen hat den Vorteil, von einem dünnen Subjekt mit einer basalen Sinnesausstattung und Erfahrungsfähigkeit ausgehen zu können, ohne erklären zu müssen, wie es dazu gekommen ist. Akzeptiert man diesen Punkt, kann vorangeschritten und erklärt werden, wie das Subjekt seine Sinne und die technischen Erweiterungen nutzt, um das Verhältnis zur Umwelt in immer weiteren Facetten bestimmen zu können. Dieser Vorgang wird maßgeblich mit anderen Erfahrungssubjekten vollzogen, mit denen auch die Bedeutung von technischen Weltzugängen ausgehandelt wird. Hier handelt es sich nicht nur um Zuschreibungsleistungen, sondern um (technische und sinnhafte) Konstruktionsleistungen, mit denen die Erfahrungsweisen des verkörperten Bewusstseins verändert werden. Die Frage ist dann, an welchem Punkt man aufhören müsste, davon zu sprechen, dass sich die Erfahrung verändert, und anfangen müsste, *Erfahrung* durch einen anderen Begriff



zu ersetzen. Eine Frage, die sich insbesondere dann zu stellen beginnt, wenn die Technik nicht nur als Verlängerung und Verstärkung des Körpers fungiert (*embodiment relation*), sondern selbst einen Weltzugang hat (*hermeneutic relation*), darin Autonomie gewinnt (*background relation* und *alterity relation*) oder den Körper substanziell zu verändern beginnt (*cyborg relation*).

#### 4.1.4 Asymmetrie körperlicher und technischer Weltzugänge

Die einfachste Möglichkeit, menschliche und technische Weltzugänge voneinander zu trennen, würde darin bestehen, den Erfahrungsbegriff von vornherein für den Menschen zu reservieren. Notwendig wäre dazu allerdings auch, die Grenzen des Menschen sowie in Hinblick auf die weitere Argumentation einer postphänomenologischen Soziologie die Grenzen sozialer Personen und des Sozialen zu definieren. Dieses nicht ganz leichte Unterfangen würde zudem das Problem erzeugen, dass der Mensch bereits als Ausgangspunkt, Zentrum und Endpunkt gesetzt wird und damit eine perspektivische Offenheit aufgegeben wird. Hier soll neu angesetzt werden, indem mit dem bereits entwickelten Erfahrungsbegriff geprüft wird, inwiefern menschliche und technische Weltzugänge diesem entsprechen. Es wird zum Beispiel nicht a priori davon ausgegangen, dass die menschlichen Sinneswahrnehmungen die einzige Möglichkeit sind, die Umwelt zu erfahren. Das heißt in der Konsequenz, dass Messtechnologien, die andere Weltzugänge ermöglichen und verarbeiten können, prinzipiell auch Erfahrungspotenzial haben.

Die Prüfkriterien für die Feststellung ob man es mit Erfahrung zu tun hat, sind a) das Wahrnehmen oder Registrieren von Vorgängen in der Umwelt, b) die Verknüpfung solcher Ereignisse mit anderen Ereignissen und damit eine Erinnerungs- oder Speicherfunktion sowie zumindest die Möglichkeit einer Sinnkonstitution, c) die Zuwendung zu und Verarbeitung von den so gewonnenen Eindrücken auf Basis der Bedingungen (und Grenzen) der Weltzugänge, und d) das Wissen um die eigene Betroffenheit innerhalb der bestehenden Relationen.

Da hier nicht von der Technik an sich gesprochen wird, sondern immer von den verschiedenen Technikformen, wie sie sich in den Einteilungen der Postphänomenologie etabliert haben, werden die Prüfkriterien differenziert betrachtet. Auf Basis der Analysen zu den Relationen in Kapitel 2 lässt sich daraus folgende Übersicht erstellen.

	Wahrnehmen	Verknüpfung von Ereignissen	Zuwendung zu den Eindrücken	Betroffenheit
Embodiment	-	-	-	-
Hermeneutic	+	-	-	-
Background	+	(+)	-	-
Alterity	+	+	(+)	-
Immersion	+	+	(+)	-
Cyborg	+	+	(+)	(+/-)

Tabelle 5: Übersicht zu den technisch vermittelten Weltbeziehungen und den Erfahrungskriterien.

Deutlich wird daraus, dass abgesehen von den instrumentellen Körperverlängerungen alle Technologien das Potenzial haben, die Vorgänge der Umwelt zu registrieren und teilweise auch in der Lage sind, diese Eindrücke miteinander zu verbinden und zu speichern.<sup>5</sup> Eine kritische Stellung zu den Bedingungen der Weltzugänge und entsprechende Reflexion fehlen jedoch weitgehend oder wären nur möglich, wenn Technologien miteinander vernetzt sind und sich als Quasi-Dritte gegenseitig kontrollieren. Da ansonsten die Technologien aber nicht (oder zumindest nicht eigenständig) eine Reflexion ihrer Weltzugänge leisten können, kommt es beispielsweise auch zu Fehlfunktionen in den Situationen: der Abstandsmesser, der bei Nässe die Distanzen falsch berechnet; ein Blutzuckermessgerät, das bei feuchten Fingern zu niedrige Blutzuckerwerte ermittelt; oder der soziale Roboter, der nicht glaubhaft versichern kann, dass die Orientierung seiner Augen auch bedeutet, dass er sieht. Eine gewisse Ausnahme könnten die Technologien der *cyborg relation* bilden, da in diesem Fall die Grenzen zwischen Mensch und vermittelnder Technik zu verschwimmen beginnen und folglich auch nicht mehr gesagt werden kann, dass die Technik erfahrungsunfähig ist. Vor allem fehlt aber jeweils die Betroffenheit, die auf ein leibliches Erleben und Erleiden anspielt, das die Subjekte mit und in ihrem verkörperten Bewusstsein ausmacht.<sup>6</sup> Damit lässt sich feststellen, dass die Technologien die Umwelt in bestimmten Dimensionen

- 5 Diese Möglichkeiten sind in der technischen Konstruktion durchaus so angestrebt, weshalb man die Technologien in dieser Hinsicht natürlich immer als Verlängerungen menschlicher Absichten begreifen kann. Hier allerdings geht es um die Frage, inwiefern jene Einheiten, die die Welt erfassen, sich davon auch betroffen fühlen.
- 6 Würden Technologien dieses letzte Kriterium erfüllen, hätten sie ein Wissen um sich selbst entwickelt, könnten sich selbst zentrieren und damit Asimovs Gesetzen der Robotik widersprechen, was einige dystopische Vorstellungen nähren würde.

erfassen können und daraus Informationen generieren, die auch verknüpft und gespeichert werden. Jedoch fehlt den Technologien jeweils die Reflexion über die Position in der Welt und die Relativität der Weltzugänge, weshalb nicht von einer *technischen Erfahrung* gesprochen werden kann.

Mit dem hier gesetzten Rahmen rund um den Begriff der Erfahrung ist ein relativ hoher Maßstab gesetzt. Komplexere Technologien sind zu einer Art *Wahrnehmung* in der Lage, weshalb einige Aspekte der Erfahrung erfüllt sind. Analog zum *flachen* oder *symmetrischen* Handlungsbe- griff in der Akteur-Netzwerk-Theorie (Latour 2002) oder dem *graduali- sierten* Handlungsbe- griff im Ansatz zum verteilten Handeln (Rammert/ Schulz-Schaeffer 2002) bestünde die Möglichkeit, den Erfahrungsbegriff *herabzusetzen*, sodass auch davon gesprochen werden könnte, dass Tech- niken Erfahrungen machen kann. Diese Option ist in Erwägung zu zie- hen, aus folgenden Gründen halte ich sie jedoch in diesem Rahmen für problematisch: Mit dem Handeln kann ein, kurz gesagt, nach außen und insbesondere auf andere hin gerichtetes Tun verstanden werden, das sich durch Intentionalität, Abwägung der Handlungsoptionen und einen Handlungsentwurf auszeichnet. In der Analyse der körperlich-sinnlichen Weltzugänge hat sich ergeben, dass auch das Wahrnehmen ein solches Handeln sein kann. Zumindest dann, wenn es nicht bloß ein passives Widerfahren ist, sondern eine aktive Hinwendung zur Welt, für die die Sinne auch entsprechend geschult werden. Das heißt, das Handeln um- fasst sowohl ein Nach-außen-treten (im Sinne der Externalisierung), als auch ein Einwirken-lassen (im Sinne der Internalisierung). Der erste Aspekt ist für die Handlungstheorie zweifellos wichtiger, die Unterschei- dung hilft aber, auf ein Problem hinzuweisen, welches insbesondere für die Bedeutung menschlicher und nichtmenschlicher Entitäten entschei- dend ist. Es ist relativ unproblematisch, aus dem nach außen gerichteten Handeln die Intentionalität und den Handlungsentwurf zu subtra- hieren. Übrig bleibt der entscheidende Aspekt der Wirkung, der sowohl von einer menschlichen als auch nichtmenschlichen Entität ausgehen kann.<sup>7</sup> Ein Herabsetzen des Erfahrungsbegriffs würde es ermöglichen, von menschlicher und nichtmenschlicher (zum Beispiel technischer) Er- fahrung sprechen zu können. Nicht berücksichtigt bliebe damit aller- dings die in den Prüfkriterien genannte Bewusstheit um die Relativität der Erfahrung und die selbst gespürte Betroffenheit. Die Erfahrung hät- te dann kein Subjekt mehr und Aspekte wie die Sinnkonstitution könn- ten nicht mehr zum Gegenstand werden, was für eine phänomenologisch orientierte Soziologie problematisch wäre.

- 7 Es handelt sich hier um eine sehr verkürzte Darstellung. Ein herabgesetzter Handlungsbe- griff erzeugt beispielsweise Probleme in der Frage der Verant- wortung, die ohne die Intentionalität und die Handlungspläne nicht mehr zurückverfolgt werden kann.

Besonders gut wird dies auch in einer Auseinandersetzung Lindemanns mit dem Symmetrieprinzip bei Latour anschaulich gemacht. Sie bezieht sich dabei auf das Beispiel, dass ein Schütze und eine Waffe gemeinsam wirken – und nur im gemeinsamen Wirken eine tödliche Wirkung entfalten können. Es sind hier ein menschlicher und ein nichtmenschlicher Akteur beteiligt, und dagegen gibt es auch nichts einzuwenden. Allerdings, so Lindemann (2009a: 178), kann nur dann von einer tödlichen Wirkung gesprochen werden, wenn ein leiblicher Akteur betroffen ist und durch den Schuss stirbt.<sup>8</sup> Daran anschließend bestehen auch hier grundsätzlich keine Bedenken hinsichtlich der Gleichheit menschlicher und nichtmenschlicher Akteure, die jeweils und vor allem gemeinsam eine Wirkung entfalten. Betont werden soll jedoch, dass sich die postphänomenologische Soziologie zwar vor allem für das Zusammenspiel von körperlichen und technischen Weltzugängen interessiert, letztlich aber eine Asymmetrie von menschlichen und nichtmenschlichen Weltzugängen in Hinblick auf die Erfahrung aktuell nicht aufgeben kann.

In jedem Fall berücksichtigungswürdig ist es angesichts der fortgeschrittenen Technologien, diese technischen Weltzugänge konzeptionell einzubeziehen und damit die Phänomenologie und Soziologie weiterzuentwickeln. Wir haben es mit technischen Arten von Wahrnehmungen zu tun, die andere Ebenen des Weltgeschehens erfassen als die, die über die körperlichen Zugänge erreichbar sind. Ohne das verkörperte Bewusstsein kann allerdings nicht von einer rein *technischen Erfahrung* gesprochen werden (und im Übrigen auch nicht von einem *technischen Erleben*). Passender erscheint hierfür eine weniger stark aufgeladene Bezeichnung wie das *technische Erfassen*. Der eigentlich wichtige Aspekt, der daraus folgt, ist, welche Bedeutung dieses *technische Erfassen* für die Subjekte, die sich darauf ebenso beziehen können wie auf die eigenen sinnlichen Wahrnehmungen, und ihre Erfahrung hat. Mit diesen gesamten Erfahrungen – die Reflexion um die Erfahrungsbedingungen und das Erleiden miteingeschlossen – werden schließlich aus menschlichen Entitäten mit Subjektpotenzial die erwähnten *dicken* Subjekte.

Im Weiteren geht es deshalb zentral darum, wie dieses technische Erfassen in die Erfahrung integriert wird. Anspruchsvoll ist dies für die Erfahrungssubjekte insbesondere deshalb, weil zwar deren sinnliche Weltzugänge auch veränderbar (schulungs- und anpassungsfähig) sind, aber nicht in dem Maße, in dem das technische Erfassenentwicklungsfähig ist. Auf theoretischer Seite muss nach einem passenden Begriff gesucht

8 Dagegen könnte man nicht davon sprechen, dass ein technischer Akteur den Tod hat erfahren müssen. Auch aus ethischer und rechtlicher Sicht würde man hier einen klaren Unterschied sehen. Allerdings sollte man auch das Feld der Robotereethik nicht vergessen und bestimmte Grenzfälle nicht außer Acht lassen.

werden, der dieses Verhältnis beschreiben kann. In Anlehnung an die Akteur-Netzwerk-Theorie könnte ebenfalls von einem *Netzwerk* gesprochen werden. Aufgrund der Asymmetrien würde dies aber einige als wichtig erachtete Unterschiede einebnen. Auch würde eine an das *verteilte Handeln* angelehnte *verteilte Erfahrung* zu stark die Möglichkeit einer Gleichrangigkeit suggerieren. Nicht alle Instanzen *erfahren*, und sie sitzen im Erfahrungsprozess gewissermaßen an verschiedenen Stellen.<sup>9</sup>

#### 4.1.5 Stufen technischer Weltzugänge und ihre Einverleibung

Genau genommen existieren die verschiedenen Weltzugänge nicht nebeneinander, sondern nacheinander. Hierdurch wird klarer, dass etwa in den *hermeneutic relations* das verkörperte Bewusstsein die technischen Weltzugänge nicht direkt nutzen kann, sondern es sich eigentlich um technische Informationen handelt, die in geeigneter Form dargestellt und selbst erst sinnlich wahrgenommen werden müssen. Mit den Technologien, die eine *embodiment relation* bilden, ist der Weltzugang direkter, da der extensive Übersetzungsprozess nicht notwendig ist, es ist aber immer noch eine mediatisierte Form des Weltzugangs.

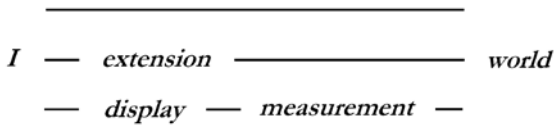


Abb. 17: Stufen an Weltzugängen.

Das verkörperte Bewusstsein hat demnach a) den sinnlichen Zugang zur Welt, b) in der *embodiment relation* den sinnlichen Zugang, der technisch erweitert wird, und c) in der *hermeneutic relation* den sinnlichen Zugang auf die Darstellung von messtechnisch erzeugten Informationen (Abbildung 17).<sup>10</sup> Für letzteren ist eine Transformation notwendig.

- 9 Da hier das Verhältnis von menschlichen zu technischen Weltzugängen behandelt wird, muss der Vergleich zu tierischen Weltzugängen unbehandelt bleiben. Aus meiner Sicht wäre es aber durchaus lohnend, hieraus eine Trias zu entwickeln und in Bezug auf Tiere die Kriterien des Erfahrungsbegriffs anzuwenden und vor allem den Einschluss tierischer Weltzugänge in menschliche Erfahrungssituationen (empirisch) zu prüfen.
- 10 Genauso wird im Übrigen eine Technologie im Sinne eines Quasi-Anderen weder direkt erfahren noch auf deren Weltzugänge unmittelbar zugegriffen. Schon menschliche Andere werden nicht direkt erfahren, da kein unmittelbarer Zugang zu deren Leib und Bewusstsein besteht, noch weniger gilt dies

Da die technischen Informationen nicht mit den körperlich-sinnlichen Weltzugängen gleichzusetzen sind und das verkörperte Bewusstsein auf eine bestimmte Art von Eindrücken angewiesen ist, müssen die technischen Informationen in die Sprache des Subjekts übersetzt werden, um verstanden werden zu können. Mit der Digitalisierung handelt es sich bei den technischen Informationen immer häufiger um Zahlenwerte. Anders als andere, körpernähere Informationen sind diese abstrakt und stärker interpretationsbedürftig.<sup>11</sup> Diese Interpretationen routinisieren sich aber. Die Reflexionsschleifen werden immer enger bis auch auf technische Zeichen so reagiert werden kann wie auf unmittelbare Wahrnehmungen. Bei akustischen Zeichen wie Warntönen ist dies beispielsweise der Fall. Zu Beginn, wenn ihre Bedeutung erst erlernt wird, sind sie interpretationsbedürftig, mit steigender Routine entfällt die aufwendige Interpretation jedoch. Auf einen Warnton wird dann unmittelbar reagiert, indem der Körper zusammenzuckt oder ausweicht und damit zu erkennen gibt, dass er sich der Gefahrensituation sofort bewusst ist. Hierbei handelt es sich um eine Art der Einverleibung, mit der die Reaktion auch entscheidend schneller wird. Der technische Weltzugang, der zuerst verstanden werden muss, wird damit so weit verinnerlicht, dass er nicht mehr wie ein technischer, sondern wie ein körperlicher Weltzugang empfunden wird.

Die Kategorien an verschiedenen technischen Mensch-Welt-Bezügen, wie sie mit den Relationen der Postphänomenologie beschrieben werden, wirken zumeist klar begrenzt. Definiert werden diese Grenzen über die Formen, Charakteristika und Leistungsspektren der Technologien. Mit dem Aspekt der Einverleibung zeigt sich jedoch, dass eine an sich abstrakte technische Information, mit der eigentlich eine *hermeneutic relation* besteht, zu etwas körperlich Selbstverständlichem werden kann. Das heißt, dass sich diese hermeneutischen Fähigkeiten in den Körper einschreiben, bis sich de facto eine *embodiment relation* konstituiert, in der die Informationen wie eine Verlängerung des Körpers empfunden werden. Aufgrund dieser Erkenntnis wäre es weiterhin angebracht,

für Quasi-Andere. Entsprechend müssen auch deren Weltzugänge selbst erst zugänglich gemacht und interpretiert werden.

- 11 Dafür werden aber auch Übersetzungsregeln definiert, die mit sozialen Normen oder Grenzwerten verbunden sind. Wie in der Darstellung der verschiedenen technisch bedingten Mensch-Welt-Beziehungen (Kapitel 2) und den empirischen Untersuchungen (Kapitel 3.2, 3.3 und 3.4) gezeigt, geht in Extremfällen diese Verbindung verloren. Bei einer Dimension wie *Temperatur* lässt sich leichter zwischen einer Zahl am Thermometer und dem körperlichen Empfinden übersetzen, während dies bei abstrakteren Dimensionen wie Blutwerten schwieriger ist. Dennoch *weiß* man aufgrund der Übersetzungsregeln und Konventionen, wann bestimmte Werte zu niedrig oder zu hoch sind.

die Kategorien an Relationen nicht alleine auf Basis der Technologien einzuteilen, sondern jeweils die Aneignungskompetenzen und Einverleibungsprozesse auf Seiten der Subjekte mitzudenken. Damit erhöht sich auch die Sensibilität in Bezug auf Veränderungen, die sich mit der Technikanwendung ergeben. Dies betrifft im kleineren Maßstab die individuellen Lernprozesse, im größeren Maßstab aber auch die kulturellen Lernprozesse, mit denen immer abstraktere technische Informationen verarbeitbar werden.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass für die Subjekte die technischen Weltzugänge grundsätzlich außerhalb ihrer eigenen Erfahrungen und sinnlichen Weltzugänge stehen. Entsprechend wird ein Stufenmodell vorgeschlagen, das es erlaubt, die Rolle von erfahrungsfähigen und nicht-erfahrungsfähigen Entitäten zu unterscheiden sowie den strukturellen Aufbau technisch erweiterter Erfahrung zu betrachten. Auffällig ist dabei, dass es zu Aneignungen in Form von Einverleibungen kommen kann. Technische Weltzugänge sind für die Subjekte demnach zwar nicht äquivalent zu körperlichen Weltzugängen, die technischen Informationen können aber so weit verinnerlicht werden, dass sie zur Selbstverständlichkeit werden.

#### 4.1.6 *Neue Sinne für den Körper, neue Erfahrungen für den Menschen?*

Festgestellt werden konnte bislang, dass die technischen Weltzugänge die körperlichen nicht ersetzen können. Diese technischen Formen stehen deshalb außerhalb des Körpers und müssen angeeignet werden, was sich allerdings auch routinisieren und zu einer Selbstverständlichkeit werden kann. Sofern die Phänomenologie richtig und der Transhumanismus falsch liegt, können die Sinne aber nicht ersetzt werden, oder zumindest nicht, ohne dass sich das Gesamtbewusstsein grundlegend verändern würde. Die Frage ist aber, ob weitere Sinne hinzukommen könnten. Weltzugänge auf Basis der technischen Möglichkeiten können, wie besprochen, ergänzt werden, indem die Subjekte diese Informationen in die Sprache des Körpers übersetzen und sich aneignen. Mit Blick auf die *cyborg relation* muss perspektivisch aber die substantielle Verbindung von Körper und Technik beachtet werden. Auvray und Myin (2009) diskutieren dazu neben den Möglichkeiten und Grenzen, die Sinne durch Technik zu ergänzen, auch die Frage nach neuen Sinneserfahrungen. Sofern es gelingt, technische Messgeräte mit dem menschlichen Nervensystem zu verbinden, wäre es aus ihrer Sicht prinzipiell möglich, auch neue Sinneswahrnehmungen zu etablieren (Auvray/Myin 2009).<sup>12</sup>

12 Der entsprechende Artikel ist im Feld von Neurowissenschaften und Philosophy of Mind entstanden. De Preester (2011) nutzt die Diskussion, um

Dies würde sowohl über die Verlängerung des Körpers als auch die technische Erweiterung an Weltzugängen weit hinausgehen. Ob dann der Erfahrungsbegriff, der hier für das an die Sinne gebundene, verkörperte Bewusstsein reserviert bleiben soll, geändert werden muss, ist möglicherweise nur noch unter Beteiligung der Neurowissenschaften zu beantworten. Aus phänomenologischer Sicht (und auch in Rückgriff auf Plessners Frage, wie die Sinne entstehen) bleibt es zumindest schwer vorstellbar, wie ein solcher, sechster oder siebter Sinn aussehen könnte. De Preester ist auch deshalb skeptisch, ob es sich bei den behandelten »Sensory Substitution Devices« nicht immer nur um Verlängerungen der bekannten und vorstellbaren sinnlichen Weltzugänge handelt (2011: 129), auch wenn sie grundsätzlich die Erweiterung der Erfahrung nicht auszuschließen scheint. Weitere sinnliche Weltzugänge sind mit einem Blick in die Tierwelt auch durchaus im Horizont des Möglichen.<sup>13</sup>

## 4.2 Sozialität als Grenz- und Verhältnisbestimmung

Für die Klärung des Verhältnisses von menschlichen und technischen Weltzugängen wurde in einem ersten Schritt auf die Asymmetrie hingewiesen, aufgrund derer nur ein verkörpertes Bewusstsein Erfahrungen machen kann. Die Beteiligung von Technologien im gesamten Erfahrungsprozess muss deshalb in einem Stufenmodell gedacht werden, bei dem Technologien Weltzugänge eröffnen, diese aber letztlich von den Subjekten verarbeitet werden. Sofern Messtechnologien nicht mit dem Körper und dem Nervensystem verbunden werden, bleiben sie etwas Äußeres, zu Interpretierendes. Im Anschluss an den Zusammenhang von Körper und Technik soll in diesem Kapitel die Betrachtungsweise etwas geweitet werden und allgemeiner der Zusammenhang von menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten näher analysiert werden.

### 4.2.1 Ein differenziertes Bild von Technologien

Der differenzierte Blick auf Technik ist einer der großen Vorzüge der Postphänomenologie. Nach der Klärung grundlegender philosophischer Fragen vermeidet sie es, von *der Technik* zu sprechen. Die einzelnen

zwischen »perceptual prothesis« und »perceptual tool« zu unterscheiden. Markiert ist damit im Grunde auch die Grenze zwischen der Erweiterung der Weltzugänge und der Erweiterung der Erfahrung.

- 13 Für den Hinweis auf den Magnetsinn, über den viele Vogelarten verfügen und der ihnen eine wichtige Wahrnehmungsform in der Orientierung über lange Strecken bietet, danke ich Nicole J. Saam.



Technologien – und wie in den empirischen Untersuchungen dargestellt, auch die Aneignungen durch die Subjekte – lassen je eigencharakteristische Mensch-Welt-Beziehungen entstehen. Bezeichnungen wie »sozio-technische Akteur-Netzwerke« (Belliger/Krieger 2015: 400), »technisch vermittelte Umweltbeziehungen« (Paluch 2019) oder »techno-korporale Konstellationen« (Rammert/Schubert 2015) zeigen an, dass es zu Verbindungen zwischen körperlichen, sozialen und technischen Elementen kommt. Eine postphänomenologisch differenzierte und ethnomethodologisch inspirierte Sicht fragt im Anschluss daran, *wie* diese Netzwerke beschaffen sind, *wie* diese Umweltbeziehungen mit den verschiedenen Technologien situativ hergestellt werden und *welche Formen* von Verbindungen jeweils bestehen.

Fragen, wie die, ob Technik handelt, ob sie zum Sozialen gehört oder sich durch Erwartungs-Erwartungen auszeichnen kann, fallen mit einem differenzierten Blick auf Technologien jeweils anders aus und lassen sich im Aneignungsprozess auch jeweils anders erklären. Unter den Technologien finden sich schließlich instrumentelle Werkzeuge, den Sinnen überlegene Messinstrumente, autonome Maschinen, Formen künstlicher Intelligenz und zur Empathie fähig wirkende Roboter. Die Differenziertheit lässt kaum Verallgemeinerungen auf *die Technik* zu, zumindest nicht ohne Reduktionen in Kauf nehmen zu müssen. Diese Vielfalt an Technologien und entsprechenden Mensch-Welt-Beziehungen erklärt auch, warum Ihde, wenn er von Technik allgemein spricht, einen sehr weiten Technikbegriff verwendet.

Das Bestreben einer postphänomenologischen Soziologie besteht folglich darin, die verschiedenen Beziehungsformen ebenso differenziert in den Blick zu bekommen. Das betrifft neben den Beziehungen zwischen menschlichen Subjekten, die jeweils Technologien nutzen und unterschiedliche Weltzugänge haben, auch die Grenzfälle der Soziologie, in denen die Subjekte mit den verschiedenen Formen von Technologien je eigene Beziehungen eingehen. Damit ist letztlich auch der Gegenstand, das *Soziale*, auf Theorieebene herausgefordert. Und wenn auch nur als Kontrastfolie betrifft es ebenso die Beziehungen, die Technologien zueinander aufbauen, zumal sie eine informationelle Infrastruktur aufbauen, in die das Soziale eingebettet ist.<sup>14</sup>

#### 4.2.2 Ein differenziertes Bild von Körpern

Während bei der Betrachtung von Technologien der postphänomenologische Blick für die Vielfalt zu würdigen ist, muss dieser bei der

14 Im Vergleich wird zum Beispiel deutlich, dass Computer in der Kommunikation untereinander direkt auf die jeweils anderen Informationen zugreifen

Betrachtung von Körpern erst nachgeholt werden. Es wird nämlich zu einfach von einem Normalkörper ausgegangen und individuellen, biografischen oder sozial bedingten Unterschieden und Veränderungen wenig Beachtung geschenkt. Ähnlich wie Schütz (1932) mit der »Generalthesis des alter ego« die Annahme ähnlicher Bewusstseinsstrukturen und Erlebnisströme beschreibt, sind es auch bei Merleau-Ponty grundsätzlich ähnliche Körper. So schreibt er (1945/1966: 405), »mein Körper ist es, der den Körper des anderen wahrnimmt, und er findet in ihm so etwas wie eine wunderbare Fortsetzung seiner eigenen Intentionen«. Die Möglichkeit, die anderen zu verstehen (und mit ihnen gemeinsam die Welt) ist damit in einer Strukturähnlichkeit der erfahrenden Körper (vgl. Kissmann 2016: 64) oder insgesamt mit der »Generalität des Körpers« (Kastl 2021) begründet. Die Frage ist allerdings, wie abstrakt diese Ähnlichkeit zu verstehen ist. Ist es, dass wir über Leiber verfügen und die Welt sinnlich wahrnehmen? Bei jeder genaueren Betrachtung fallen Unterschiede auf. Soziologisch ergänzend müssen deshalb folgende Aspekte betont werden. Erstens sind Körper durchaus unterschiedlich in ihren Mobilitätsmöglichkeiten, der Sehkraft und des Hörvermögens oder sie leiden an chronischen Erkrankungen. Und zweitens verändern sich Körper. Die jungen, ungeschickten Körper werden zu leistungsfähigen und dann allmählich zu gebrechlichen Körpern. Solche körperlichen Unterschiede sind von sozialer Relevanz und auf sie wird auch reagiert. Die einen Körper werden geschult (zum Beispiel in der Fahrschule), an den anderen technische Anpassungen am Körper selbst (bei Diabetes) oder der Umwelt (bei Älteren mit geringen Sozialkontakten) vorgenommen. So wie es unterschiedliche Technologien gibt, gibt es auch unterschiedliche Körper und eine Vielzahl entsprechender Zusammenhänge. Denn sofern für die Interaktionsfähigkeiten und damit die gesellschaftliche Teilhabe ein Normalkörper notwendig ist, werden diese Zusammenhänge besonders virulent, zumal Technologien die Funktion zugeschrieben wird, diese Normalkörper (wieder-)herstellen oder die entsprechenden Lücken füllen zu können.

#### 4.2.3 Technische Normalisierung der Körper

Technologien dienen nicht nur der Vergrößerung von Handlungs- und Erfahrungsräumen, auch die Angleichung unterschiedlicher körperlicher

können. Es gibt keine Tastatur oder Maus, die sie erst bedienen müssen und die Zeichen müssen auch nicht erst interpretiert werden (vgl. MacKenzie 2019: 42). Computer haben so gesehen eine unmittelbare Verbindung zueinander und die Möglichkeit, ihre Prozessoren miteinander zu verbinden, was bei menschlichen Subjekten auf der Basis der Körper und Bewusstseine nicht der Fall ist.

Bedingungen kann damit einhergehen. Positiv konnotiert ist dies, sofern ein als defizitär bezeichneter Zustand technologisch ausgeglichen wird. Wie Moser (2006) feststellt, ist dabei die diskursive Setzung des *Normalen* entscheidend. Wenn ein als normal definierter Zustand naturalisiert wird, lassen sich Behandlungen von abweichenden körperlichen Zuständen leicht legitimieren (vgl. Moser 2006). So erzählt, handelt es sich um das Versprechen für Menschen mit Einschränkungen, mit Hilfe kompensatorischer Technologien wie andere zu sein. Mosers kritischer Einwand bezieht sich neben der Vorstellung von einem *Normalzustand* auf den Umgang mit Differenzen. Ihr zufolge gilt es, genauso Strategien zu finden, mit denen den verschiedenen körperlichen Qualitäten Rechnung getragen wird, zumindest wenn es um die gesellschaftliche Teilhabe und nicht um gesundheitlich ernste oder belastende Zustände geht. Eine solche Position wird noch deutlicher, wenn man die Diskussion um die Bedeutung des Körpers für das Subjekt hinzuzieht. Da der Körper jene Instanz ist, über die das Subjekt die Umwelt und sich selbst erlebt, haben Zuschreibungen, die ein Defizit formulieren und eine Veränderung des Körpers fordern, auch eine maßgebliche Bedeutung für das Selbstverständnis des Subjekts. Positiv gewendet, beispielsweise in Anlehnung an die Philosophische Anthropologie oder den Transhumanismus, ist es aber auch eine besondere Qualität des Menschen, sich nicht auf seine *natürliche* Ausstattung zu beschränken. Menschen mit motorischen oder sensorischen Einschränkungen betrifft dies aber in besonderem Maße, da es das Verhältnis zu anderen bestimmt und körperliche Unterschiede mit sozialen Ungleichheiten verbunden sein können. Die andere Strategie, die Moser auch andeutet, besteht in der Inklusion verschiedener Gruppen durch die Anpassung der Kultur- und Kommunikationstechniken. Das *Problem* der Gehörlosigkeit ließe sich durch eine Anpassung der Körper der Minderheit, etwa durch ein Cochlea-Implantat, schließlich ebenso lösen wie durch das Erlernen der Gebärdensprache durch die hörende Mehrheit.

#### 4.2.4 Interaktionspartner:innen mit unterschiedlichen Weltzugängen

Mit der Technik können einerseits unterschiedliche Körper und Weltzugangskapazitäten angeglichen werden, andererseits aber auch relativ ähnliche Körper unterschiedlich erweitert werden. Eine maßgebliche Rolle spielt dabei ein Leistungs- und Optimierungsgedanke beziehungsweise, wenn der Vergleich mit anderen relevant wird, auch der Wettbewerbsgedanke. Die Technik wird dabei jedoch nicht nur im Sinne einer Erweiterung der körperlichen und sinnlichen Fähigkeiten verwendet, sondern mit der Digitalisierung vor allem zur Produktion, Speicherung und Weiterverarbeitung von Daten. Dass dieser Prozess nicht nur

als technische Entwicklung zu verstehen ist, sondern als ein allgemeines Prinzip moderner Gesellschaften, hat Kornelia Hahn mit der »Social Digitalisation« (2021) sehr eindrucksvoll herausgearbeitet. Demnach geht es vor allem um die Prozesse der Zerlegung, Gliederung, Berechnung und Neuordnung, aus denen schließlich erst die digitalen Technologien entspringen. Soziale Phänomene wie die Bewegung des Quantified Self (siehe hierzu beispielsweise Lupton 2016, Mau 2017) sind Ausdruck davon auf der Ebene des Körpers in einer Mess- und Steigerungslogik. Dierk Spreen betrachtet diese Optimierung beispielsweise in einem kulturhistorischen Kontext und spricht von einer »Upgradekultur« (2015). Ansätze einer solchen lassen sich an mehreren markanten Stellen des 20. Jahrhunderts beobachten, an denen Technologien und chemische Substanzen verwendet wurden, um den Körper in bestimmten Richtungen zu verbessern, damit aber auch zu kontrollieren. Zeit- und gesellschaftsdiagnostisch ist es ein Aspekt der sozialen Digitalisierung einer *Leistungsgesellschaft*, die den Körper für sich entdeckt hat.<sup>15</sup>

Neben den grundsätzlichen Fragen zu sozialer Ordnung liegt der Fokus hier im Speziellen auf den Rahmenbedingungen von Interaktionen zwischen Ego und Alter Ego. Je nachdem welche Technologien den Interaktionspartner:innen zur Verfügung stehen, haben sie potenziell unterschiedliche Weltzugänge. Das betrifft erstens solche Technologien, die in der Interaktionssituation selbst eine Rolle spielen und dabei für die Interaktionspartner:innen nicht erkennbar sein müssen. Wer weiß schon, ob das Gegenüber einen Neurochip implantiert bekommen hat, mit Ritalin gerade seine Aufmerksamkeit steigert oder über eine künstlich Augenlinse verfügt und deshalb zu einer anderen Situationsdefinition gelangen könnte. Zweitens betrifft dies die allgemein zur Verfügung stehenden Technologien, mit denen individuell bestimmte Weltzugänge ermöglicht und damit Wissensbestände generiert werden. Mit Ihde gesprochen handelt es sich um den Zusammenhang zwischen *microperception* und *macroperception*, also zwischen dem sinnlichen Wahrnehmen und den allgemeinen Vorstellungen darüber, was wirklich und relevant ist. In einer pluralisierten und ausdifferenzierten Gesellschaft ergeben sich ohnehin unterschiedliche Vorstellungs- und Sinnwelten. Mit den technologisch unterschiedlichen Weltzugängen, die die Subjekte zur Verfügung haben, kommt aber gewissermaßen eine neue Schicht hinzu. Was sich damit ebenfalls um einen Aspekt erweitert, ist die von Goffman beschriebene,

15 Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist auch die Arbeit von Greta Wagner zum Neuroenhancement (2017), der gezielten kognitiven Leistungssteigerung, die sie vergleichend zwischen Studierenden in Deutschland und den Vereinigten Staaten untersucht. Medikamente auf der Basis von Methylphenidat werden dabei zur Behandlung von Aufmerksamkeitsdefiziten eingesetzt, jedoch auch missbräuchlich zur Leistungssteigerung verwendet.

situative Abstimmung von Interaktionspartner:innen. Auch wenn phänomenologisch gesehen jeder seine Situation hat (vgl. Hitzler 1999: 294), so geht es in sozialen Situationen doch darum, die Interpretationen des oder der anderen zu begreifen und umgekehrt die eigene verständlich zu machen – eine Anforderung, die mit der Vielfalt an Weltzugängen komplexer wird. Es ist damit noch kein Anlass gegeben, an der Generalthese des Alter Ego zu rütteln. Gelegentlich wurde allerdings bereits kritisch angemerkt, dass Schütz mit der Austauschbarkeit der Standpunkte eine relativ starke Annahme riskierte, um das eigentliche, transzendentaltheoretische Problem beim Fremdverstehen überspringen zu können (vgl. beispielsweise Bongaerts/Ziemann 2000: 290, oder Lindemann 2009a: 22). Im Zuge dieser Diskussion fällt auch auf, dass für die Reziprozität der Perspektiven wohl auch eine Gleichheit oder zumindest annähernde Ähnlichkeit der Körper (und Weltzugänge) angenommen werden muss. Mit den technisch bedingten Veränderungen dieser Weltzugänge wäre deshalb ein Aspekt angesprochen, mit dem diese Annahme erneut aufgegriffen und problematisiert werden könnte.

#### 4.2.5 Bestimmung des Weltzugangs der Technologien

Sofern es um jene Technologien geht, die von den Subjekten instrumentell verwendet werden, um die jeweiligen Weltzugänge zu erweitern (*embodiment relation*), oder die Erfahrungsstrukturen des Körpers verändert werden (*cyborg relation*), steht das Verhältnis der Subjekte zueinander im Fokus. Der Blick verschiebt sich, sobald unabhängigere Technologien ins Spiel kommen. Solche, die als Messtechnologien einen eigenen Zugriff auf die Umwelt haben (und eine *hermeneutic relation* konstituieren), die relativ autonom im Hintergrund arbeiten (*background relation*) oder äußerlich einem interaktionsfähigen Lebewesen zu ähneln beginnen (*alterity relation*). Im Zentrum steht deshalb im Folgenden das Verhältnis zwischen den menschlichen und technischen Entitäten. Die erste Frage dazu lautet, wie die menschlichen Entitäten feststellen, womit sie es zu tun haben. Dabei orientiere ich mich an den empirischen Beispielen sowie einer Denkkoperation Plessners, die Lindemann (2009a) ins Spiel bringt, um den Prozess der Feststellung, wer zum Kreis sozialer Personen gehört, nachzeichnen zu können.

Plessner hat die Frage beschäftigt, wie eine Entität für jemanden erscheinen muss, damit sie als eine bewussteinfähige Person<sup>16</sup> gelten kann (vgl. Lindemann 2009a: 168). Ausgangspunkt ist eine selbst schon

16 An anderer Stelle spricht Lindemann davon, dass es sich um eine Deutung handelt, »ob es sich um ein lebendiges, intelligentes Wesen handelt, das Erfahrungen machen kann [...]« (Lindemann 2009a: 170).

bewusstseinsfähige Person, was Plessner mit der exzentrischen Positionalität und der Fähigkeit, komplexe Umweltbeziehungen einzugehen, operationalisiert (vgl. Lindemann 1999: 168). Eine solche Person sucht nach einem *Alter*, der sich ebenso exzentrisch positionieren und komplexe Umweltbeziehungen eingehen kann, legt dabei aber nicht a priori fest, bei welchen Entitäten das der Fall ist (vgl. ebd.: 178). Vielmehr wird geprüft, wie die Umweltbeziehung jeweils gelagert ist.<sup>17</sup> Stehen sich schließlich zwei Entitäten gegenüber, die beide die Kriterien erfüllen, liegt eine Beziehung vor, die sich im Grunde durch eine doppelte Kontingenz auszeichnet (vgl. ebd.: 171).

Ebenso kann es bei der hier vorliegenden Frage ausgerichtet werden: Angesichts der zahlreichen und durchaus unterschiedlichen Technologien ist es nicht von vornherein bestimmbar, ob und in welcher Form Vorgänge der Umwelt jeweils technisch erfasst werden.<sup>18</sup> Aufgrund von Vorerfahrungen bestehen bestimmte Annahmen, in der Auseinandersetzung mit den Technologien wird aber erst klar, über welche Kapazitäten sie jeweils verfügen. Damit wird in gewisser Weise empirisch festgestellt, welche Formen an Weltzugängen bestehen und welche davon als Informationen für die eigene Erfahrung relevant sind.

Aufgrund der Asymmetrien geht es nicht darum, ein *Alter Ego* zu identifizieren. Insofern stellt sich nicht unbedingt die Frage, ob die menschlichen und technischen Entitäten ihr Verhalten aufeinander abstimmen. Da aber die Art der Beziehung zwischen menschlichen und technischen Entitäten von Bedeutung ist, lässt sich in Anschluss an Plessner und Lindemann auch in diesen Fällen ein Blick auf die Struktur wechselseitiger Orientierungen werfen. Eine Voraussetzung ist, dass die Technologien nicht nur die äußere Umwelt registrieren, sondern auch die Handlungen der oder des Handelnden beziehungsweise die oder der Handelnde für das technische System die Umwelt darstellt. Bei Technologien im Gesundheits- und Sportbereich wäre das beispielsweise der Fall (wenn der jeweilige Körper als konstitutiv für den Akteur gelten darf). Diese messen Herzfrequenz, Blutdruck, Schlafphasen oder Laktatwerte und übermitteln die Werte an die Handelnden, die ihrerseits darauf reagieren. Der

17 Dieser Prozess der Prüfung ist es auch, den Lindemann in ihrer Studie zum Umgang und zur Deutung von Grenzen zwischen Leben und Tod untersucht hat (2002) und damit ihre weitreichenden Analysen zu den Grenzen des Sozialen beginnt.

18 Damit soll aber nicht angedeutet werden, die exzentrische Positionalität könne mit der Erfahrungsfähigkeit oder dem Weltzugang gleichgesetzt werden, wengleich sich Elemente der exzentrischen Positionalität auch im Erfahrungsbegriff wiederfinden. Auch ist damit keine Vergleichbarkeit zwischen der Komplexität der Umweltbeziehungen und der Weltzugänge angedacht. Der *Zugang* bezieht sich auf das bloße Erfassen der Vorgänge in der Umwelt, ohne dass damit eine Bestimmung der Relationen einhergeht.

Körper gewinnt dadurch eine Doppelfunktion, da er das Messobjekt ist und die Messergebnisse selbst wieder wahrnehmen muss. Deutlicher wird die Wechselseitigkeit mit digitalen Technologien, sofern sie in der Handlungssituation messen, die Werte vermitteln und die daran orientierten Handlungen erneut messen. Ein Beispiel wäre der bereits erwähnte Einparkassistent, der die räumlichen Umweltbedingungen und die Fahrhandlungen registriert, miteinander verknüpft und an die oder den Fahrenden übermittelt, die oder der daraufhin die Lenkbewegungen verändert, deren Folgen wiederum erfasst und übermittelt werden. Je nach technischem Vermögen, technischer Konfiguration und gesetzlichen Rahmenbedingungen können solche Assistenzsysteme in bestimmten Situationen auch eingreifen und zum Beispiel Notbremsungen einleiten. Wie gesagt, die Technologien haben dennoch keine Erfahrungen und sind (unter anderem deshalb) keine Alter Egos. Die Technologien reagieren aber auf das Handeln, und die Handelnden auf die Interpretationen der Technologien. Je nachdem, wie exakt, differenziert und weitreichend die technischen Weltzugänge sind und wie stark deren situative Relevanz ist, können Technologien damit den Status eines Quasi-Anderen erhalten.

#### 4.2.6 *Das Postsoziale menschlicher und technischer Entitäten*

Spitzt man die Diskussion zur Reaktion der Technik auf das Handeln weiter zu, landet man beim Turing Test. Alan Turing hatte damit in den 1950er-Jahren eine Versuchsanordnung konzipiert, bei der zwei Entitäten einen menschlichen Akteur davon überzeugen müssen, selbst ein menschlicher Akteur zu sein, obwohl es sich tatsächlich um eine menschliche und eine technische Entität handelt.<sup>19</sup> Dass es unter bestimmten Umständen zu Verwechslungen kommen kann und diese weiche Grenze auch genutzt wird, zeigen beispielsweise Social Bots, mit denen versucht wird, Meinungsbilder in Online-Diskussionen zu verzerren, was erstaunlich erfolgreich ist. Solche Fälle können Anlässe sein, um über die Grenzen des Sozialen und den Status nichtmenschlicher Entitäten zu reflektieren.

Es könnte argumentiert werden, dass, wenn technische Systeme ähnliche Aufgaben übernehmen wie menschliche Entitäten und deren

19 Es findet jährlich ein von der Society for the Study of Artificial Intelligence and Simulation of Behaviour (AISB) veranstalteter Wettbewerb statt, bei dem jene Maschine prämiert wird, die als am menschenähnlichsten bewertet wird. Zudem wird ein mit 100.000 Dollar dotierter Preis für jene Maschine vergeben, die eine Jury erfolgreich davon überzeugen kann, ein menschlicher Akteur zu sein. Dieser Preis wurde allerdings noch nie vergeben (<https://aisb.org.uk>, 03.08.2020). Für eine ausführliche Diskussion zum Turing-Test und den Kriterien siehe Searle 1992.

Wirkung ähnlich der einer Handlung ist, sie auch in den Kreis des Sozialen aufgenommen werden müssen. Im Grunde würde das bedeuten, dass *eigentlich* nur Menschen zum Kreis des Sozialen gehören und Technik möglichst menschenähnlich sein müsste, um dafür in Frage zu kommen.

Eine andere Argumentationslinie nimmt ihren Ausgang beim »Anthropologischen Quadrat«, wie es beispielsweise von Lindemann (2009b: 98) beschrieben wird.

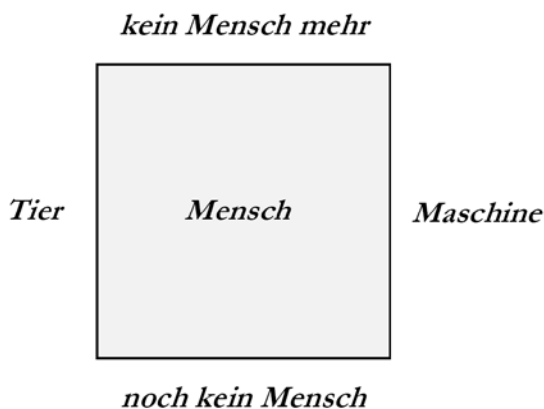


Abb. 18: Das anthropologische Quadrat nach Lindemann 2009b (siehe auch Schmidl 2022).

Demnach lässt sich der Mensch bestimmen, indem man ihn von vier Seiten her begrenzt: a) zum Noch-nicht-Menschen, b) zum Nicht-mehr-Menschen, c) zum Tier und d) zur Maschine. Mit Verweis auf Luckmann (1980b) und Kelsen (1941/1982) sowie mit ihren eigenen Arbeiten zeigt Lindemann, dass sowohl bei einem genaueren Blick in die Sozial- und Kulturgeschichte als auch in die aktuelle Medizin- und Rechtspraxis diese Grenzen gar nicht so klar sind. An den Abtreibungsdiskursen lässt sich beispielsweise ablesen, dass die Bestimmung, *ab wann* es sich um menschliches Leben handelt, über das nicht mehr verfügt werden darf, umstritten ist; ebenso wie die Grenze zwischen Leben und Tod, also Menschen und Nicht-mehr-Menschen, die für die Bestimmung eines Erfahrungs- und Rechtssubjektes eine wichtige Rolle spielt (vgl. Lindemann 2002). Die Grenze zwischen Mensch und Tier ist kulturgeschichtlich so bedeutsam, weil es immer wieder Zweifel um ihre Stabilität und Undurchlässigkeit gab, wie sich mit der Furcht vor Wechsel (Werwölfe, Vampire) oder Mischungen (Kentauren, Sirenen) veranschaulichen lässt. Und mit Darwin ist



auch die letzte Illusion genommen, die Grenze zwischen Mensch und Tier könnte absolut sein.

Wie gezeigt sind manchmal auch menschliche und technische Tätigkeiten schwer zu unterscheiden. Eröffnet ist damit eine an die Akteur-Netzwerk-Theorie angelehnte Perspektive aus der heraus sich fragen ließe: wenn nun menschliche und technische Entitäten in einer ähnlichen Weise wirksam sind, ist es dann wirklich noch wichtig, sie zu unterscheiden? Im Unterschied zur ersten Argumentationslinie, wonach die soziale Welt aus menschlichen Entitäten gebildet wird und fallweise erweitert werden darf, wenn technische Entitäten *menschenähnlich* sind, würde diese zweite Argumentationslinie schließlich betonen, dass die Grenzen des Menschen ohnehin umstritten, fließend oder von geringer Bedeutung sind und damit auch *das Soziale* geöffnet werden kann.

Aus der Sicht einer postphänomenologischen Soziologie ist die Bedeutung der Technik in vielen Situationen, und das in zunehmendem Maße, wichtig, weshalb das Soziale nicht auf menschliche Entitäten und menschenähnlich agierende technische Entitäten reduziert werden kann. Mit der Entscheidung, der Fähigkeit zu Erfahrung und Sinnkonstitution eine besondere Stellung einzuräumen, kann aber die Grenze zwischen den verschiedenen Entitäten nicht aufgegeben werden. Weder möchte ich hier der Konzeption folgen, in der die Grenze des Sozialen streng um ausschließlich menschliche Akteure gezogen wird, noch will ich den Unterschied zwischen menschlichen und nichtmenschlichen aufgeben und stattdessen ein anderes Konzept anstreben. Eines nämlich, dass sich durch eine erweiterte Sozialwelt mit klar unterschiedenen Entitäten auszeichnet.

Hilfreich sind dazu zwei Ansatzpunkte. Erstens der von Latour (2010/2019) im Anschluss an Tarde beschriebene Ansatz, wonach das Soziale nicht von vornherein auf die menschlichen Akteure eng begrenzt sein muss. Und zweitens die von Plessner und später Lindemann formulierte Position, wonach Personen nicht von vornherein die Grenzen des Sozialen, und mit wem sie darin in Interaktion treten, definieren, sondern zuerst in den Austausch treten, um herauszufinden, womit sie es zu tun haben. Zugespitzt ließe sich sagen, dass das Soziale selbst über seine Elemente und Grenzen entscheidet. In diesem Prozess der Zuteilung der Position einer sozial relevanten Entität oder eines sozialen Akteurs lässt sich beobachten, dass diese Bestimmung von Autoritäten ausgehen kann. Dies betrifft insbesondere die Vormoderne, in der beispielsweise auch Tieren Intentionalität und damit Verantwortung zugeschrieben wurde, was sie zu Rechtssubjekten machte (vgl. Kelsen 1941/1982; Lindemann 2009b: 95, 107). Mit der Festlegung der Menschenrechte wird dieser Kreis, so Luhmann, enger und die Grenze rechtlich abgesichert (vgl. Lindemann 2009b: 96). Wie Kwek und Seyfert aber richtigerweise differenzieren, bedeutet das, dass nichtmenschliche Entitäten nicht aus der Gesellschaft insgesamt ausgeschlossen sind, »vielmehr wurde ihnen im Prozess der funktionalen

Differenzierung der Zugang zu *bestimmten Teilsystemen* wie Politik, Recht und Ökonomie systematisch versperrt« (Kwek/Seyfert 2015: 133, Hervorhebungen im Original). Die Vorstellung von einem autonomen Subjekt kann jetzt mit der Perspektive verbunden werden, wonach Beziehungen zu nichtmenschlichen Entitäten verhindert werden (vgl. ebd.: 124) oder sie im Zuge der Reinigungsarbeit aus dem Blick genommen werden (vgl. Latour 2010/2019). Im Gegensatz zu dieser Entfernung nichtmenschlicher Entitäten steht der Bedeutungsgewinn technischer Geräte, mit denen zudem neue Objekte sichtbar werden. Dass diese Geräte und Objekte von menschlichen Akteuren mehr oder weniger intentional konstruiert und hervorgebracht werden, lässt auf der einen Seite die Asymmetrie erneut betonen, auf der anderen Seite aber auch zeigen, dass die Geräte und Objekte ein relevanter Teil der Welt sind, die mit ihnen schließlich auch mitkonstituiert wird. In diesem Punkt besteht vermutlich auch eine seltene Einigkeit zwischen Ihde und Latour. Beide betonen, dass die Prozesse der Erkenntnis nicht ohne die technischen Instrumente vorstellbar sind und damit neue Phänomene und Entitäten in den faktischen Relevanzbereich des Sozialen gelangen. Bei beiden findet sich eine grundsätzliche Forderung danach, technische Entitäten in der Erfahrung oder allgemein nichtmenschliche Entitäten im Sozialen zu berücksichtigen, auch aufgrund neuerer Entwicklungen und wirkungsvoller neuer Entitäten, die dazu herausfordern (vgl. hierzu ausführlicher Verbeek 2005a sowie Gertenbach/Laux 2019). Der Beitrag zur Erfahrung verändert sich mit den verschiedenen Technologien nicht nur in einer je eigenen Weise. Beginnt man bei den Technologien der *embodiment relation* und blickt in Richtung der Technologien der *alterity relation* oder *cyborg relation*, vergrößert er sich auch. Festgestellt werden kann, dass die Akteure selbst nach Erfahrungserweiterungen suchen und damit empirisch nachweisbar bereit sind, *ihre* Welt nicht nur auf die eigene Wahrnehmung und ihre Möglichkeiten zu beschränken. Beispiele dafür wären, dass nicht nur dem Blick durch die Brille, sondern auch dem Cochlea-Implantat, den medizinischen Messgeräten und den sozialen Robotern vertraut wird, beziehungsweise diesen in einem diskursiven Prozess Relevanz zugeschrieben wird. Die Erweiterung der Erfahrungswelten steht also in einem Zusammenhang mit einer Offenheit in Bezug auf andere Entitäten, die im Sozialen wichtig werden. Das betrifft sowohl technische Geräte und technische Objekte, die eine eigene Art von Weltzugängen besitzen, als auch die Objekte, die dadurch erfasst werden und zu einem Teil der sozialen Welt werden.

Das ungeborene Leben, die Verstorbenen, die Haus- und Nutztiere und die Technologien spielen im Sozialen alle eine Rolle und könnten damit leicht als (indirekte) Teile des Sozialen verstanden werden. Was aber nicht heißt, dass die Grenzbeziehungen zwischen Menschen und anderen Entitäten nicht mehr gezogen oder diskutiert werden würden. Zu unterscheiden ist grundsätzlich zwischen der Grenze des Menschen auf der einen Seite und den Grenzen des Sozialen auf der anderen Seite. Wie sich

aber gezeigt hat, korrespondieren diese Grenzziehung häufig miteinander. Insbesondere dann, wenn die Definition als soziale Person an das (lebendige und bewusste) Menschsein geknüpft wird. Im Anthropologischen Quadrat ist die Abgrenzung in der Vertikalen, zwischen Leben und Tod, vor allem die Frage danach, wo eine soziale Person beginnt und wo sie aufhört. In der Horizontalen ist diese Bestimmung eindeutiger, hier geht es dann mehr darum, was zum Sozialen gehört.

Anna Henkel hat pointiert festgestellt, dass es in dieser Frage zwei Pole gibt: nur Menschen gehören zum Sozialen, und alles gehört zum Sozialen (vgl. Henkel 2016: 82f). Eine Verortung in diesem Spektrum ist immer folgenschwer. Etwas leichter wird es, wenn man den verschiedenen Entitäten unterschiedliche Rollen aufgrund ihrer jeweiligen Bedeutungen gibt. Während menschliche Entitäten fast immer eine zentrale Bedeutung haben – als handelnde Akteure, als Adressaten und Erfahrungssubjekte –, haben Technologien eine wechselnde, weshalb sie meistens eher am Rande des Sozialen stehen. Sofern der *Kreis des Sozialen* nicht allgemeingültig und übersituativ definiert werden muss, sondern als ein Feld verstanden werden kann, in dem sich die Entitäten bewegen und das Soziale einmal mehr und einmal weniger bestimmen, könnte auf die strenge Begrenzung der Ränder verzichtet werden. Stattdessen eröffnet es den Blick für verschiedene Situationen und Konstellationen sowie die variable Bedeutung bestimmter Entitäten darin. Damit kann deren je eigene Art von Beitrag anerkannt und angemessen in Rechnung gestellt werden, es wird aber nichts desto trotz zwischen den Entitäten klar unterschieden, vor allem auch in Bezug auf die Erfahrungsfähigkeiten. Anders als beim Wirken, bei dem es mit einem Ausblenden der Intentionalität nicht mehr so wichtig ist, ob eine menschliche oder eine technische Entität etwas ausgelöst hat, ist es immer noch wichtig, wer die Erfahrung macht. Diese kann aber auf verschiedenen menschlichen und technisch erweiterten Weltzugängen beruhen. Diesen Unterschied zu würdigen, bedeutet auch, der Heterogenität und der Veränderungen des Sozialen Rechnung zu tragen.<sup>20</sup> Sofern man eine um *neue* Entitäten erweiterte Sozialität auch begrifflich kenntlich machen möchte, lassen sich die neu entstandenen Beziehungen als »post-soziale Relationen« (Knorr-Cetina 2006: 109) bezeichnen.<sup>21</sup> Damit wäre keine Überwindung des Sozialen bezeichnet – es sind

20 Ob diese Entitäten deshalb »Gesellschaftsmitglieder« sind, wie es Kwek und Seyfert im Rahmen der »Heterologischen Gesellschaft« formulieren (Kwek/Seyfert 2015: 124), ist eine andere begriffliche Entscheidung.

21 Der Weg, über den Knorr-Cetina zu dieser Bezeichnung gelangt, ist ein anderer. Sie thematisiert ebenfalls die Beziehungen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten, ihr geht es aber vor allem darum, dass solche Entitäten zunehmend menschliche ersetzen, weshalb sie von einer »Objektsozialität« (Knorr-Cetina 2006: 134) spricht.

in den Worten Knorr-Cetinas »nicht a-soziale oder nicht-soziale Relationen« (ebd.) –, sondern eine Sensibilität für die neu entstandenen und zunehmend wichtigen Bezugspunkte. Das Post-Soziale würde dann für die postphänomenologische Soziologie einen Einschluss erfahrungsrelevanter Technologien meinen, was sowohl die erfahrungsweitenden Technologien als auch die besonderen Technologien als Erfahrungsobjekte einschließen würde.

#### 4.2.7 Zentrierung und Dezentrierung des Subjekts

In der bisherigen Konzeption entsteht das Problem einer gleichzeitigen Dezentrierung und Zentrierung des Subjekts. Auf der einen Seite steht die Offenheit für die Rolle technischer Entitäten, die genauso Weltzüge anbieten können, und auf der anderen Seite die phänomenologische Perspektive auf die Erfahrungsobjekte. Gelöst werden kann dieser scheinbare Widerspruch, sobald man das Subjekt analytisch aufspaltet. Auf der Ebene der Weltzüge stehen der sinnliche Zugang, der technisch erweiterte sinnliche Zugang, die Messtechnologien und die mit dem Körper verbundenen Zugangsweisen nebeneinander. Die Bedeutung der jeweiligen Weltzüge entscheidet sich situativ immer wieder neu. Auf dieser Ebene ist deshalb die Idee der Dezentrierung prägend, und zwar hat jeder Zugang seine eigenen Qualitäten, sie können im Grunde auch nicht hierarchisiert werden und sind damit innerhalb der sozialen Prozesse gleich wichtig.

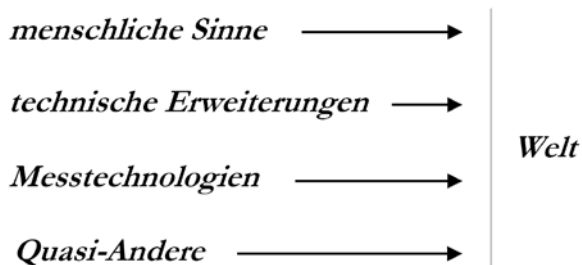


Abb. 19: Dezentrierung des Subjekts..

Nimmt man die Erfahrung hinzu und folgt man der vorherigen Analyse, wonach leiblich verfasste Bewusstseinssubjekte Erfahrungen haben (Technologien aber nicht), gibt es ein Subjekt, das über diese ganzen Weltzüge verfügt, sie erlebt und verhandelt. Die technischen Weltzüge können in dieser Perspektive zwar höchst relevant werden, es sind aber keine Weltzüge an sich, sondern immer Weltzüge *für*

jemanden, und zwar für erfahrende Subjekte. Phänomenologisch gesehen hat dieses Subjekt außer in der *cyborg relation* keine mit Technologien gemeinsame Erfahrung, es ist auch keine verteilte Erfahrung, sondern es ist die Erfahrung des Subjekts alleine.

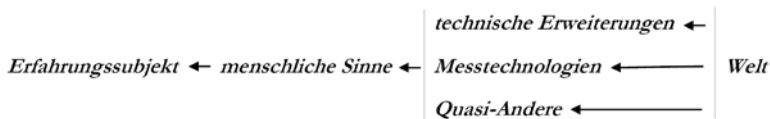


Abb. 20: Zentrierung des Subjekts.

Andere Subjekte verfügen (anders als Technologien) ebenfalls über Erfahrungen, diese sind allerdings nicht unmittelbar zugänglich. Deshalb besteht auch mit den anderen Subjekten keine gemeinsame oder geteilte Erfahrung, wenn auch aus ganz anderer Hinsicht. Der entscheidende Moment an der Schnittstelle von Postphänomenologie und Sozialphänomenologie ist dann jener Punkt, an dem verschiedene Erfahrungen miteinander in Verbindung gebracht werden.<sup>22</sup>

Wurde vorhin die Heterogenität des Sozialen thematisiert, ist damit zu differenzieren: Zum einen ist eine Heterogenität an Entitäten festzustellen, von denen alle in der Lage sind, eine Umwelt wahrzunehmen oder zu erfassen. Zum anderen ist es eine Heterogenität an Erfahrungssubjekten, die unter Umständen auf Basis ganz unterschiedlicher Weltzugänge ihre Erfahrungen herausgebildet haben. Postphänomenologisch-soziologisch ist das Subjekt damit eines, dass mit seinem Körper und seinen Sinnen einen Weltzugang schafft, der neben vielen anderen steht und damit in keiner Weise privilegiert ist, woraus eine Dezentrierung des Subjekts folgt. Gleichzeitig ist es aber das Subjekt, das die Erfahrung macht, Sinn konstituiert und in diesem Ansatz wieder die zentrale Stellung behält.

In der einen Perspektive, in der das Subjekt dezentriert wird, ist es aus meiner Sicht problemlos möglich, im Sinne von Latour, von einem Netzwerk zu sprechen, in dem Assoziationen stattfinden und je nach Situation bestimmte Entitäten zu Akteuren (gemacht) werden. Innerhalb dieses Bereiches muss auch nicht notwendigerweise auf die Intentionalität rekurriert werden. Hier eine Zentrierung des Menschen vorzunehmen ist mit Latour gesprochen unangemessen, da damit der sinnliche Körper zentral gestellt wird, obwohl beobachtbar ist, dass in vielen Situationen technisch ermöglichte und technische Weltzugänge entscheidend sind.

22 An diesen Punkt schließen später die Kapitel 4.4 und 4.5 mit Fragen zur Intersubjektivität, zur Organisation von Weltzugängen und zur Bildung sozialer Wirklichkeiten an.

Erst mit der Erfahrung kommt es zu einer Neuordnung, in der das leiblich betroffene und bewusstseinsmäßige Subjekt zentriert werden muss. Dann erhält auch der sinnliche Körper eine neue Position, da er zwar wie die anderen Entitäten einen Weltzugang bietet und damit gleichberechtigt ist, für das Subjekt aber die einzige Schnittstelle zu all diesen Weltzugängen bildet. Die Aufgabe und Schwierigkeit des Subjekts besteht dann darin, die verschiedenen Weltzugänge zu bewerten sowie mit den situativ geltenden Relevanzstrukturen und den Weltzugängen anderer Subjekte abzugleichen.

Für das Interesse der postphänomenologischen Soziologie ist diese Unterscheidung zwischen einer Symmetrie der Weltzugänge und der Asymmetrie in der Erfahrung notwendig. Sie kann eine Vielfalt an möglichen Weltzugängen ohne weiteres akzeptieren, muss aber letztlich auf das erlebende Subjekt bestehen.<sup>23</sup> Sowohl die postphänomenologische Soziologie als auch die Akteur-Netzwerk-Theorie haben eine große Offenheit für die Bedeutung nichtmenschlicher Entitäten. Entsprechend plädieren sie für eine erweiterte Sozialität beziehungsweise für neue Konzepte und Begrifflichkeiten jenseits des Sozialen und der Gesellschaft. Der Unterschied ist letztlich, dass die postphänomenologische Soziologie am Ende des Analyseprozesses immer die Frage danach stellt, was das für das erfahrende Subjekt bedeutet (eine Wendung, die für die Akteur-Netzwerk-Theorie nicht mehr notwendig erscheinen mag).

Beide Ansätze kommen auch an den Punkt, an dem die strikte Trennung in Subjekt und Objekt aufgegeben wird. Die Akteur-Netzwerk-Theorie zeigt, wie hinderlich eine solche Setzung ist, da viele Prozesse nicht adäquat erfasst werden können, wenn von vornherein Subjekte und Objekte separiert werden. In der Postphänomenologie betrachtet

- 23 Künstliche Intelligenz wurde in diesem Rahmen noch nicht angesprochen. Bleibt man dabei, dass Technologien keine Erfahrungen haben können, kann eine KI zwar Daten miteinander verarbeiten und auch äquivalent zur Erinnerung eine Speicherfunktion haben, sich aber weder betroffen fühlen noch Sinn konstituieren. Aus diesem Grund könnte sie als eine Instanz betrachtet werden, die Weltbezüge miteinander verbinden kann, womit sie für die Akteur-Netzwerk-Theorie höchst interessant wäre. Für die phänomenologische Soziologie würde es aber heißen, dass ihre Ergebnisse wieder von einem Subjekt wahrgenommen und bewertet werden müssten, weshalb sie keine besondere Stellung einnimmt. Um aber nicht den Eindruck zu erwecken, damit bereits grundsätzlich abgeschlossen zu haben, muss die Möglichkeit offengelassen werden, dass die KI eine eigene Art der Quasi-Erfahrung hat, die begrifflich zu umschreiben wäre. Insbesondere gilt das für das Maschinenlernen und Deep Learning. Interessant könnte diesbezüglich der Ansatz von MacKenzie (2019) sein, in dem er Goffmans *Interaction Order* (1983) auf Algorithmen hin anwendet.

man Subjekte und Objekte aus methodischen Gründen getrennt voneinander, analysiert dann aber deren Verbindungen und wie sie sich gegenseitig hervorbringen. Rosenberger und Verbeek (2015: 20) sehen den Unterschied zur Akteur-Netzwerk-Theorie in der klaren Grenze, die phänomenologisch zwischen Menschen und Nicht-Menschen gezogen wird. Nach den bisherigen Analysen ist das aus meiner Sicht jedoch etwas zu relativieren. Wie sich gezeigt hat, ist eine Grenzziehung nur in bestimmten Fällen notwendig, nämlich dann, wenn aufgrund des Fokus auf die Erfahrung eine Zentrierung des Erfahrungssubjekts vorgenommen werden muss. Zudem setzen Rosenberger und Verbeek das *Subjekt* von vornherein mit dem *Menschen* gleich, beziehungsweise ziehen sie sich auf die Kategorie des Menschen zurück. In diesem Punkt würde sich die postphänomenologische Soziologie wieder stärker auf Ihde beziehen. »From Garden to Earth« (Ihde 1990) würde dann in der soziologischen Lesart heißen, die konkreten Subjekte als sozio-historisch bedingte Formationen zu begreifen und auf den Rückgriff auf die Kategorie des allgemeinen Menschen zu verzichten. Von besonderem Interesse sind deshalb die Entwicklungen des Subjekts und im Speziellen das spätmoderne Subjekt in seiner technischen oder technisch vermittelten Umwelt. Nach den Analysen zu den Verhältnissen von Subjekten und Objekten sowie zum Kreis des Sozialen schließt das nun folgende Kapitel damit an, dieses (de-)zentrierte Subjekt genauer zu beschreiben.

### 4.3 Subjekt zweiter Ordnung

Sofern das Interesse auf der Erfahrung liegt, ist nicht so sehr entscheidend, ob eine menschliche oder eine technische Entität etwas auslöst und ob man dieses Bewirken *Handlung* nennen möchte. Wichtig aus der Perspektive der postphänomenologischen Soziologie ist, wer erfährt und damit auch, für wen diese sozialen oder sozio-technischen Prozesse gedacht sind. Es sind menschliche und nichtmenschliche Akteure, die gemeinsam das Auto bewegen, Diabetes bewältigbar machen und eine sozio-technische Situation herstellen. Ziel ist es aber nicht, ein Auto an einen anderen Ort zu bringen, die Insulinpumpe zu beschäftigen oder einen sozialen Roboter zu unterhalten. Letztendlich geht es um das erfahrende Subjekt. Ihm stehen verschiedene Weltzugänge zur Verfügung, es steht aber auch selbst vor der Herausforderung, diese Weltzugänge zu erfassen, zu bewerten und *richtig* einzusetzen. Damit verändert es sich und wird zu einem spezifisch spätmodernen Subjekt, das sich in Auseinandersetzung mit den Objekten und den mediatisierenden Instanzen weiterbewegt.

Konzeptionell bietet die postphänomenologische Soziologie mit der gleichzeitigen Zentrierung und Dezentrierung des Subjekts eine Brücke zwischen der am Austausch von Erfahrungen interessierten phänomenologischen Soziologie und einer am Zusammenspiel von Wirkungen interessierten Akteur-Netzwerk-Theorie.

#### 4.3.1 *Komplexität der verfügbaren Weltzugänge*

»Die Einseitigkeit des modernen Menschen, insoweit er schafft, wird ergänzt durch seine Vielseitigkeit, insofern er empfängt. Je kleiner das Gebiet ist, auf dem sich der Einzelne tätig bewegt, je enger die Grenzen, in denen tagsüber sein Denken und Wollen eingespannt ist, desto lebhafter wird das Bedürfnis, nun in den Stunden der Erholung und des aufnehmenden Interesses sich in der größten Fülle verschiedenartiger Gedanken und Empfindungen zu ergehen, wie unthätige Muskeln ihre widerwillig zurückgedrängte Kraft gern in gesteigerter Bewegung entladen.« (Simmel 1890/2004: 243f)

Es handelt sich hier um Georg Simmels Einordnung der Kunstausstellungen seiner Zeit, die sich durch eine für ihn große Vielfalt der Epochen, Stile und Künstler:innen auszeichnet haben. Diese Vielfalt und die schnellen Wechsel der Aufmerksamkeit, die der Gang durch die Kunstausstellung einfordert, sieht er als einen Versuch, das monotone Tun im Alltag mit einer abwechslungsreichen Erfahrungssituation auszugleichen. Verloren geht damit aber, wie der kunstsinnige Simmel bedauert, die Möglichkeit, sich auf ein Kunstwerk an sich einzulassen. Angesichts der Vielfalt, der Dichte und Wechsel kommt es in Kunstausstellungen, ebenso wie in der Großstadt<sup>24</sup>, zu einer »Ueberreizung der Nerven« (Simmel 1890/2004: 246). Diese führt »einerseits zur Hyperästhesie, der krankhaft gesteigerten Einwirkung jedes Eindrucks, andererseits zur Anästhesie, der ebenso krankhaft herabgeminderten Empfänglichkeit.« (ebd.). Simmel eröffnet damit einen, wenn auch sorgenvollen, Blick auf den Zusammenhang zwischen der Informationsdichte und der Subjektform in der Moderne. Die Diskussion um die Überforderung des Subjekts auf der einen Seite und der Entwicklung von Fähigkeiten zum *Multitasking* auf der anderen Seite begleiten uns bis heute.<sup>25</sup>

24 Vgl. dazu auch den bekannteren Aufsatz zum Geistesleben in der Großstadt (Simmel 1903/1995).

25 Auch innerhalb der Postphänomenologie findet sie sich. Es gibt einen Streit zwischen Rosenberger und Wellner darüber, ob Mobiltelefone im Auto



Die Komplexität, die sich ergibt, weil sinnliche und technisch strukturierte Erfahrungsmöglichkeiten gegeben sind, kann in der Lebenswelt insgesamt festgestellt werden. In ihr gibt es typische Situationen, die einen bestimmten Weltzugang oder eine bestimmte Kombination erfordern.<sup>26</sup> Beim Essen verlässt man sich auf die eigenen Sinne, im Labor vertraut man dem Blick durch das Mikroskop und bei der zeitlichen Planung nicht dem Körpergefühl, sondern der Uhr. Schwieriger wird es, wenn innerhalb einer Situation verschiedene Weltzugänge für die Bewältigung desselben Phänomens gleichermaßen relevant sein können. Wenn also beispielsweise der Blutzuckerspiegel *gespürt*, von einer App *errechnet* und einem Sensor *gemessen* wird und sich das Subjekt dazwischen befindet. Dann gilt es, das Verhältnis zu bestimmen. Stehen die verschiedenen Informationen in einem Konkurrenzverhältnis und muss zwischen ihnen ausgewählt werden, oder ergänzen sie sich und müssen sie miteinander verbunden werden?<sup>27</sup>

#### 4.3.2 Kompetenz des Relationierens

Mit den fortgeschrittenen Messtechnologien hat man es unter Umständen mit Messwerten zu tun, die auf ein abstraktes Phänomen verweisen, das erst mit den Technologien sichtbar wird (*non-isomorphic images* mit *high contrast* in einem *strong program* in der Sprache der Postphänomenologie) (vgl. Schmidl 2019a: 106). Um diese Informationen zu

erlaubt sein sollten. Rosenberger sieht dabei eine Gefahr, da sie vom Verkehr ablenken, Wellner dagegen ein mit »multi-attention« ausgestattetes Subjekt, das die Informationsdichte bewältigen kann (vgl. Wellner 2014; Rosenberger/Verbeek 2015: 39).

- 26 Wie ich in einer früheren Arbeit (Schmidl 2015) betont habe, gibt es innerhalb von geschlossenen Sinnbereichen beziehungsweise kleinen Lebenswelten je eigene Wahrnehmungsordnungen, die sich in den Körper einschreiben und die Aufmerksamkeit lenken.
- 27 Ein sehr anschaulicher Fall ist von Cornelius Schubert (2006, 2011) dokumentiert worden. Anästhesist:innen sind dafür verantwortlich, die Empfindungslosigkeit der Patient:innen während eines medizinischen Eingriffs zu gewährleisten. Dazu müssen sie die Schlaftiefe kontrollieren. »Entweder er beobachtet den Körper: Kleine Pupillen, eine trockene Stirn und rote Lippen sind Anzeichen für tiefen Schlaf, wenig Stress und eine ausreichende Sauerstoffversorgung. Oder er nutzt technische objektivierte Parameter wie Puls, Blutdruck, Sauerstoffsättigung.« (Schubert 2011: 184). Es entwickeln sich dabei je eigene Praktiken, insbesondere auch im Ländervergleich, im Grunde werden aber die zwei Zugänge in ständig wechselnder Aufmerksamkeit miteinander verglichen beziehungsweise gegeneinander abgewogen (vgl. Schubert 2011: 185).

verstehen, ist bereits eine Kompetenz notwendig, die eine hohe Appräsentationsleistung beinhaltet.<sup>28</sup> Eine solche ist die Voraussetzung dafür, die verschiedenen Informationen miteinander in Beziehung zu setzen. Denn abstrakte Informationen zu verstehen, bedeutet auch, sie de-abstrahieren und damit mit einfacheren Informationen auf derselben Ebene in Beziehung bringen zu können (vgl. Schmidl 2019a: 109). Ist dieser Punkt erreicht, können die Subjekte die Informationen abgleichen und entscheiden, welche von ihnen relevant sind oder in welcher Form sie miteinander verknüpft werden müssen.

Diese Form der Kompetenz in der Auseinandersetzung mit Informationsvielfalt ist spezifisch post-modern und kann als ein *Kombinieren* (Reckwitz 2008) oder *Relationieren* (Schmidl 2019a) begriffen werden. Ebenso wie Reckwitz (2008) die Medienformen mit Subjektformen in Verbindung bringt, muss mit der postphänomenologischen Soziologie die Veränderbarkeit des Subjekts angenommen werden. Versteht man das Subjekt-Objekt-Verhältnis als ein relationales (und ebenso das Subjekt-Technik-Objekt-Verhältnis als ein solches), verändern sich die einzelnen Teile, sobald beispielsweise die Technik eine neue ist.<sup>29</sup> Reckwitz unterscheidet für seine Analyse der historisch und medientechnologisch bedingten Subjekttransformation drei Stadien: a) das Subjekt der frühen Moderne, das als bürgerliches, kognitiv moralisches und emotional orientiertes Subjekt der Schriftkultur entspricht, b) das außergeleitete Subjekt der organisierten Moderne, das die audiovisuellen Medien nutzt, und c) das »expressiv-elektiv-kombinatorische Subjekt« der Postmoderne und neuen Medien (vgl. Reckwitz 2008: 162f sowie ausführlich Reckwitz 2010). Neben anderen Aspekten, die mit der Postmoderne und den neuen Medien einhergehen, zum Beispiel der ästhetischen oder konsumatorischen Ausrichtung, interessiert in diesem Zusammenhang vor allem das, was Reckwitz mit der »Unabgeschlossenheit« und dem »Kombinationszwang« (vgl. Reckwitz 2008: 173) meint. Insbesondere mit der Digitalisierung nehmen die Komplexität und die Dichte der Informationen zu. Nicht nur weil mehr Informationen zur Verfügung

- 28 Es wurde schon darauf hingewiesen, dass diese Appräsentationsleistung nicht immer wieder von Neuem erbracht werden muss. Sofern die Technologien und die von ihnen angezeigten Werte objektiviert und deren Berücksichtigung routinisiert wurden, ist der Deutungsakt wie der einer eigenen sinnlichen Wahrnehmung. Aus diesem Grund kann ein Luftdruck mit einem Wert wie 980 hPa unmittelbar als hoch erkannt werden und mit dem Wissen um schönes Wetter verbunden sein, auch wenn die Einheit *Hektopascal* nicht erklärt werden kann.
- 29 In diesem Abschnitt wird die Veränderung der Subjektseite betrachtet, in Kapitel 4.5 folgt die Betrachtung der Veränderungen auf Weltseite, das heißt der (sozio-technischen) Wirklichkeit, wie sie durch den Zusammenhang mehrerer Subjekt-Technik-Objekt-Verhältnisse entsteht.

gestellt werden, diese sind auch schnell verfügbar und passen sich an die Ereignisse der Situationen an (siehe dazu ausführlicher Schmidl 2019a). Vilém Flusser mit seiner metaphernreichen Sprache hat einige Aspekte der Digitalisierung bereits vorweggenommen, insbesondere auch in Bezug auf die damit verbundenen Subjektkompetenzen.

»Der künftige ›Leser‹ sitzt vor dem Schirm, um die gelagerten Informationen abzurufen. Es geht nicht mehr um ein passives Auslesen (Aufklauben) von Informationsbrocken entlang einer vorgeschriebenen Zeile. Es geht vielmehr um ein aktives Knüpfen von Querverbindungen zwischen verfügbaren Informationselementen. Es ist der ›Leser‹ selbst, der aus den gelagerten Informationselementen die von ihm beabsichtigte Information überhaupt erst herstellt.« (Flusser 1990: 150)

Flussers These lautet in der Folge, dass die Kompetenzen des Gutenberg-Zeitalters überflüssig werden und das lineare Lesen durch ein Lesen von Flächen ersetzt wird (vgl. Hartmann 2003a: 316). Eine linear aufgebaute Kultur mit den entsprechenden Codes ist nicht in der Lage, diese Informationen adäquat zu erfassen und zu verarbeiten (vgl. Flusser 1997/2005: 37–39). Vorherrschend sind dann die (Techno-)Bilder und ihre Codes. Die Aufgabe, die Flusser dem Subjekt zuteilt, ist nicht klein. Sein Bewusstsein muss nicht mehr dafür ausgebildet sein, intelligent zu sein und lesen zu können, sondern ein schöpferisches und kreatives, ein kybernetisches Bewusstsein werden (vgl. Flusser 1990: 85). Auch die Folgen für die Kultur sind nicht gerade klein. Da die mit der Schrift verbundene Linearität verloren geht, verändert sich die Logik von Zeit. Alle Informationen sind auf der gleichen Ebene miteinander vernetzt und der Zugriff auf sie gleichzeitig möglich, weshalb die Geschichte und ihre Abfolge sinnlos wird (vgl. ebd.: 151).

Kompetenz kann grundsätzlich als das Ergebnis eines informellen Lernens innerhalb einer Kultur verstanden werden, das dazu befähigt, mit den Dingen auf eine bestimmte Weise umgehen zu können. In hochtechnologisierten und digitalen Kulturen heißt das insbesondere, die Vielfalt von Informationen ordnen und miteinander verbinden zu können. Sodann geht es weniger darum, bestimmte Dinge zu wissen, sondern ein Wissen aus vielfältigen Informationen herstellen zu können.<sup>30</sup>

Bei der Gegenüberstellung von Anästhesie und Hyperästhesie ist man geneigt, in der Art des Umgangs mit Informationsvielfalt letzteres zu erkennen. Mit den neuen Technologien wird es weiter angestrebt, die Möglichkeiten an Weltzugängen auszubauen und in der Folge

30 In diesem Sinne verstehe ich auch Benjamin Jörissens zusammenfassende Feststellung, dass das Ziel neuer Curricula nicht darin besteht, einen Bildungskanon festzulegen, sondern allgemeine Kompetenzen zu vermitteln, die in einer kulturell ausdifferenzierten und pluralen Gesellschaft notwendig sind, um mit der Vielfalt zurande zu kommen (vgl. Jörissen 2011: 82).

Kompetenzen zu entwickeln, um mit dieser Fülle umgehen zu können. Sicherlich ist es nicht ein bloßes Aufsummieren von neuen Informationen.<sup>31</sup> Es geht in der Kompetenzbildung vor allem darum, Ordnungs- und Strukturierungsprinzipien kennenzulernen, mit denen die Muster und Kombinationsmöglichkeiten in den Informationen erkannt werden können sollen.

#### 4.3.3 *Kränkung, Selbsterkenntnis und Reflexion*

Die Frage ist nun, was aus dem immer neuen Kombinieren und Relationieren heraus für das Subjektselfverständnis folgt. Eines der Ergebnisse im vorangegangenen Kapitel zu den Formen und Grenzen des Sozialen bestand darin, dass wir es gleichzeitig mit einer Zentrierung und Dezentrierung des Subjekts zu tun haben, die mit der postphänomenologischen Soziologie eingefangen werden kann. Was bedeutet es in diesem Sinne für das Selbstverständnis des Subjekts, wenn es sich (weiterhin) als erlebender und erfahrender Körper begreift, der Körper selbst aber nur eine Möglichkeit von vielen ist, einen Bezug zur Welt herzustellen?

Die Dezentrierung kann als ein Verlust betrachtet werden. Nach den drei Kränkungen des Menschen durch Kopernikus, der ihn aus dem Zentrum des Universums verbannt, Darwin, der ihm die Stellung als besondere göttliche Schöpfung entzieht, und Freud, der ihm die Kontrolle über sich selbst abspricht, kommt eine vierte hinzu – angezweifelt wird der Unterschied zwischen Mensch und Maschine beziehungsweise in der Folge, wer über wen die Kontrolle hat (Miller 2011: 210, mit Bezug auf Graham 2002 und Gray et al. 1995).<sup>32</sup>

Sofern es aber nicht darum geht, welche Entitäten welche Fähigkeiten besitzen, muss diese Dezentrierung auch nicht negativ gelesen werden. Es kommt in verschiedenen Phasen zu Positionsverschiebungen. Für das Subjekt ist es jener Moment, an dem sowohl der körperliche Weltzugang

- 31 Genauso ist zu berücksichtigen, dass Informationen auch ausscheiden (siehe hierzu beispielsweise die Arbeit von Dimbath zum Oblivionismus von 2014) oder zuweilen mit einer Gleichgültigkeit betrachtet werden (Simmel selbst thematisiert die Abgestumpftheit und Blasiertheit als naheliegendes Verfahren, um mit der Komplexität umzugehen), aber beide Aspekte sind weniger relevant als die Produktion von und die Zuwendung zu neuen Informationen.
- 32 Anders (1956), der ähnliche Befürchtungen teilt, beschreibt es so, dass der Mensch stolz auf seine Schöpfungen ist, die er beständig weiterentwickeln und verbessern kann. An dem Punkt, an dem die Technologien aber den Menschen in seinen Fähigkeiten überholen, wird diesem seine Minderwertigkeit bewusst. Weder kann er mit den Möglichkeiten der Technologien mithalten, noch kann er sich wie diese entwickeln (siehe hierzu auch Kapitel 3.4).

als auch alle anderen Formen als relativ erscheinen. Zwar bleibt das Subjekt über das leibliche Spüren immer noch sein eigener Mittelpunkt, es sieht sich ansonsten aber als ein Teil der prozessbestimmenden Entitäten. Das ermöglicht eine Reflexion in Bezug auf die eigene Position und das Verhältnis zur Welt:

*Selbstverhältnis allgemein*  $I \rightarrow [I - world]$   
*speziell in der technologisierten Moderne*  $I \rightarrow [I - technology - world]$

Mit Plessner könnte man sagen, dass immer schon ein reflexives Verhältnis zu den eigenen Weltverhältnissen besteht. Donati und Archer (2015) sowie Donati (2016) beschreiben das relationale Subjekt auch als ein hochreflexives, allerdings starten sie nicht beim Subjekt, das seine Beziehungen knüpfen und dann erkennen kann, sondern bei den bestehenden Beziehungen, die das Subjekt in einem zirkulären Prozess zu begreifen beginnt. Donati unterscheidet dabei zwischen einer »personal reflexivity«, mit der diese persönlichen Beziehungen erfasst werden können, und einer »relational reflexivity«, die es erlaubt, die Effekte dieser Einbindung zu verstehen (Donati, 2016: 355). Während die Reflexionsfähigkeit bei Archer eher eine Qualität des Subjekts (oder eine Fähigkeit des Bewusstseins) ist, die mit den Relationen aktiv wird, betont Donati später (2020: 193f), dass sie sich mit den Relationen erst bildet.

Donati und Archer bewegen sich beide in einem engen Verständnis von Sozialem, das de facto aus Menschen (und aus ihnen gebildeten Kollektiven) besteht, und blenden andere Beziehungsformen aus. Das Prinzip des reflexiven Erschließens der Relationen lässt sich aber übertragen, wenn die Perspektive um technische Objekte und technisch bedingte Weltzugänge geweitet wird. Das bedeutet natürlich, die Vielzahl von Technologien und Weltzugängen zu berücksichtigen und die Eigenarten der jeweiligen Relationen zu würdigen, worauf bereits ausführlich eingegangen wurde. Wichtiger ist hier der Hinweis auf die Zeitdimension, die mit der technischen Entwicklung (und dem damit teilweise in Verbindung stehenden sozialen Wandel) ins Spiel kommt. Die Subjektwerdung und vor allem die Reflexionskompetenzen erhalten damit eine modernisierungstheoretisch interessante Komponente.

Mit der Komplexität spät- oder postmoderner Gesellschaften und der Notwendigkeit, die Relationen immer wieder neu zu bestimmen und sich darin zu verorten, besteht die Herausforderung und die Gelegenheit für das Subjekt, sein eigenes Verhältnis zur Welt besser zu verstehen.<sup>33</sup> Die

33 Sofern es zutrifft, dass sich diese Reflexionsfähigkeit weiter steigert und einen immer allgemeineren Blick auf die Weltverhältnisse bietet, wäre

bekannte philosophische Einsicht in die Erkenntnisfähigkeit wird hier um zwei Facetten reicher, da sie erstens stärker aus den sozialen Beziehungen und zweitens in der sozio-historischen Dimension verstanden wird.<sup>34</sup> Neben den sozialtheoretischen Aspekten zum Verhältnis der verschiedenen Entitäten zueinander lässt sich hier also auch gesellschaftstheoretisch anschließen. Vor allem wenn es nicht nur um die Frage geht, wie sich solche Verhältnisse entwickeln, sondern auch, wie sie sozial organisiert und beispielweise politisch oder wirtschaftlich kontrolliert werden.

In Bezug auf das Subjekt ist in jedem Fall eine hohe Reflexivität im Weltverhältnis und der eigenen Positionierung zu sehen. Und dennoch wird bei aller Reflexivität nicht darauf verzichtet, sich selbst zu verorten und zu positionieren, da man immer noch selbst betroffen ist und entsprechende Erfahrungen macht. Ohne diese Verortung wäre es auch schwierig, von Sinnkonstitution sprechen zu können. Wie jedoch bereits beschrieben, entspricht ein bloßer Weltzugang ohne das mit dem Körper verbundene Erleiden und Betroffensein sowie ohne ein Bedürfnis nach Sinnsetzung aber dem, was Technologien tun. Vielleicht ist der utopische Standort deshalb solchen Technologien und künstlicher Intelligenz vorbehalten, da für sie daraus kein existenzielles Problem folgt.

Zu beachten ist auch, dass das Subjekt nicht nur von sich selbst aus aktiv wird und einen Bezug zu seiner Umwelt herstellt (und jenen reflexiv einfangen kann), sondern dass das Subjekt als ein bestimmtes Subjekt adressiert und damit hervorgebracht wird. Das heißt, auch diese Reflexionsfähigkeiten bilden sich historisch spezifisch heraus und entwickeln sich mit sozialen Praktiken (vgl. Jörissen 2017). Sofern man schon zu Beginn von einem starken Subjekt ausgeht, ist das subjekttheoretisch nicht mehr leicht einzufangen. Die Relationale Soziologie, die mit dieser Kritik

schließlich zu fragen, ob dies dem von Plessner (1928/1965: 341–346) so bezeichneten »utopischen Standort« entspricht, dem sich angenähert werden würde. Eine solche Lesart kann aber auch einem optimistischen oder akademischen Blick geschuldet sein, der ein aufgeklärtes und postmodernes Subjekt stärker betonen würde. Damit ist in gewisser Weise die Hoffnung verbunden, ein bescheideneres und achtsameres Subjekt vor sich zu haben, welches sich um seine Verantwortung anderen menschlichen und nichtmenschlichen Entitäten gegenüber bewusst geworden ist.

34 Folgt man Donati (2020: 174) und der Relationalen Soziologie, ist diese Reflexionsfähigkeit weniger eine personale Kategorie als vielmehr das Ergebnis von Beziehungen und Verortungen. Da dies zentrale Aspekte wissenschaftlicher Arbeit sind, überrascht es nicht, dass diesen Dimensionen in der Analyse wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse zunehmend Beachtung geschenkt wird. Hierzu erneut der Hinweis auf die Forschungen zu sozialer und historischer Epistemologie, wie sie zum Beispiel bei Schützeichel 2007 sehr gut dargestellt sind.

am Substanzialismus entstanden ist, bietet in diesem Fall eine neue Perspektive, indem sie die Relationen dem Subjekt vorzieht. Setzt man das Credo konsequent um, wäre das Subjekt selbst eine Relation. Flusser hatte dies sogar speziell in Hinblick auf die kommende Ära der Digitalisierung bereits vorweggenommen. Das Subjekt beschreibt er als einen »Treffpunkt von Verhältnissen (Informationen)« (Flusser 1997/2005: 31), also als eine Art Knotenpunkt, an dem sich verschiedene Verbindungslinien treffen. Donati und Archer sind in diesem Punkt zurückhaltender und akzeptieren ein menschliches Subjekt, das sich bereits als Individuum begreift. Armbruster (2019: 134) bezeichnet diesen Ansatz deshalb als »realistisch-humanistische« Relationale Soziologie. Anders als zum Beispiel bei Emirbayer, für den die Relationen immer eine ontologische Priorität haben, betrachtet sie Donati genauso als eigene Realität wie das Bewusstsein (das jedoch selbst eine »related reality« ist) und setzt sie ko-konstitutiv zueinander (vgl. Donati 2016: 353). Es ist aber weder notwendig, eine harte Entscheidung zwischen der Priorisierung von Subjekten und Relationen vorzunehmen, noch muss das Verhältnis ein eher unbestimmtes Wechselverhältnis bleiben. Mit dem Prinzip der Prozessorientierung und der sozio-historischen Dimension der Technologien und Subjektformen wurden bereits zwei zeitliche Aspekte stark gemacht. Und auch in dieser Frage hilft es, eine Entwicklungslinie zu suchen. Vorgeschlagen wurde zu Beginn des Kapitels, im Anschluss an die Diskussion bei Knoblauch und Steets um das *dünne* und *dicke* Subjekt, von einem *dünnen* Subjekt auszugehen und zu prüfen, wie *dick* es wann und wo wird. Betrachtet man die Prozesse der vielschichtigen Bezugnahmen auf die Umwelt, die mehrfach reflexiven Wendungen, die Relativität aller Positionen, die eingenommen und zugewiesen werden und sich auch noch laufend verändern, kann zumindest in einer postphänomenologischen Soziologie nicht von einem starken Subjekt im Sinne eines eigenständigen und handlungsmächtigen Subjekts gesprochen werden. Eher hat man es mit einem Subjekt zu tun, das sich in Anlehnung an Jörissen dadurch auszeichnet, jene »kulturellen, sozialen, dinglich-materiellen, symbolisch-medialen, sinnlichen oder körperlichen« Relationierungen zu beeinflussen, aus denen das Subjekt selbst hervorgeht (Jörissen 2017: 189). Das scheint mir auch die einzige Möglichkeit zu sein, das Subjekt als Knoten in einem Netz von Relationen zu begreifen und gleichzeitig seine Kompetenz zum Relationieren zu betonen. Wenn die Vorgabe für Subjektkonzepte darin besteht, sowohl die Widerstandsfähigkeit als auch die Entwicklungsfähigkeit zu berücksichtigen (zum Beispiel Traue 2010: 55), würde in dieser postphänomenologischen Konzeption die Entwicklung des Subjekts stärker betont werden, aber mit der Bewusstwerdung dieser Prozesse auch die ermächtigte Position. So gesehen könnte die Stärke des Subjekts darin liegen, besonders *dick* werden zu wollen, womit die Fähigkeit betont wird, Erfahrungen

herzustellen, verschiedene Beziehungen zu knüpfen und daraus zu einem immer kompetenteren Subjekt zu werden, das über eine Art erweitertes soziales Kapital verfügt.

#### 4.3.4 *Ende des Subjekts*

Folgt man Flusser bedeutet das Ende der Schrift auch das Ende des linearen Zeitdenkens, in dem Ereignisse aufeinander folgen. Es entsteht mit den fortgeschrittenen und digitalen Technologien (beziehungsweisen den in Technobildern strukturierten Codes und Informationen) die Möglichkeit, auf verschiedene Ereignisse gleichzeitig zuzugreifen. Diese Parallelität bedeutet letztlich das Ende der Geschichte (vgl. Flusser 1990: 151). Mit Reckwitz konnte gezeigt werden, dass sich das Subjekt und die (Medien-)Technologien gleichzeitig verändern. Er stellt aber auch fest, dass in der Kulturgeschichte nicht eine Phase von einer anderen abgelöst wird, sondern neue hinzukommen und sich aufsummieren. Insbesondere trifft dies auf die Technologien zu, bei denen neuere die älteren mitaufnehmen und Praktiken einander anschließen (vgl. Reckwitz 2008: 175, siehe auch McLuhan 1964/1994: 8) beziehungsweise parallel bestehen. Mit der Vielfalt der Weltzugänge ist genau dieser Punkt angesprochen, denn der sinnliche Körper spielt in unserer Alltagswelt genauso eine Rolle wie eine einfache Lesebrille, die Erfahrungsräume werden sowohl durch Zeitungen und Radio als auch das Internet (natürlich auf je eigene Weise) erweitert und es gibt die hochkomplexen digitalen Technologien, die die Umwelt in verschiedenen Dimensionen und Skalen ausbreiten und anders sichtbar machen. Zieht man diese Aspekte zusammen und nimmt es ernst, dass verschiedene Technologien gleichzeitig zugegen sind, und damit die Weltzugänge parallel bestehen, sowie mit den verschiedenen Technologien unterschiedliche Subjektformen verbunden sind, entsteht ein *mehrfach gefaltetes Subjekt*. In den einzelnen Schichten abgelagert sind die verschiedenen historischen Subjektformen, die nicht abgelöst, sondern integriert wurden. Das gestärkte und dick gewordene Subjekt wäre dann nicht nur ein neues, weiteres. Aufgrund der Syntheseleistung, mit der es die verschiedenen Weltzugänge miteinander verhandelt einerseits, und der Fähigkeit, die Positionen zu variieren andererseits, könnte es die Subjektwerdung selbst reflektieren und würde als Subjekt zweiter Ordnung in gewisser Weise über den Subjektformen stehen. Mit Kierkegaard oder Plessner könnte man dann sagen: das Subjekt ist eine Relation, die in einer Relation zu anderen Relationen steht.<sup>35</sup>

35 Plessner (1928/1965) rückt diese Verhältnisbestimmung, die den Menschen letztlich ausmacht, immer wieder ins Zentrum. Kierkegaard hat diesen komplizierten Umstand folgendermaßen auszudrücken versucht: »Das Selbst ist



Damit ist die kompetenzsteigernde Seite eines Subjekts beschrieben, das sich als Ergebnis der sozialen Verhältnisse versteht und aufgrund der Relationalität aller Positionen auch ein besseres Verständnis zu den Positionen und Situationen anderer entwickelt. Aufgrund der Relativität der Elemente des Sozialen erweitert sich dieses Verständnis sogar auf andere als nur menschliche Entitäten, deren Beiträge leichter mitgedacht werden können.

Dieses kompetenzgesteigerte und handlungsmächtigere Subjekt ist auf der anderen Seite aber auch jenes, das seinen Halt verliert und daran zweifeln muss, sich am eigenen Zopf aus dem Treibsand emporziehen zu können. Für diese Seite stellt sich insbesondere eine Sinnfrage. Für Simmel löst das Subjekt dieses Problem mit der Anästhesie, die die Vielfalt der sozialen Welt reduziert und bewältigbar erscheinen lässt. Bei Plessner dagegen führt die schwierige Situation des utopischen Standorts das Subjekt zur Religion. Dort findet es das Sinnangebot, mit dem es wieder in der Welt verankert erscheint (vgl. Plessner 1928/1965).

Die viel näherliegende Variante wäre aber folgende, die sich aus zwei Richtungen beschreiben lässt. Erstens werden mit der Postphänomenologie die Relationen betont, das heißt die Vielfalt der Verbindungen zu verschiedenen Subjekten, Objekten und mediatisierenden Elementen. Zweitens kann Sinn mit der soziologischen Perspektive vorrangig als sozialer Sinn begriffen werden. Aus beidem folgt, dass sich Sinnfragen vor allem um das Verhältnis der Entitäten zueinander drehen, das heißt, die Bestimmung des Sozialen selbst sinngebend ist. Nur so kann man es verstehen, dass sich Subjekte und Objekte (Menschen und Technologien) gegenseitig hervorbringen und in einem relationalen Verhältnis zueinanderstehen. Es bedeutet auch, dass das Subjekt, das mit der Vielfalt der Technologien zu verschiedenen Ausschnitten der Welt und des Sozialen in Beziehung steht, verschiedene Subjektverständnisse vereinen kann, wie es auch verschiedene soziale Rollen integrieren kann. Entsprechend hat man es mit einem flexiblen Subjekt zu tun, das nicht nur als ein historisch spezifisches zu verstehen ist, sondern als eines, das sich seiner Geschichte und neuen Position bewusst ist. Ein starkes oder dick gewordenes Subjekt wäre entsprechend nicht eines, das sich selbst treu bleibt und als Mittelpunkt der Welt versteht. Es wäre vielmehr eines, das seine feste Position aufgibt, das sich als Relation begreift und dessen Stärke im beständigen Verorten liegt.

ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält, oder ist das am Verhältnis, dass das Verhältnis sich zu sich selbst verhält. Der Mensch ist eine Synthese von Unendlichkeit und Endlichkeit, von Zeitlichem und Ewigem, von Freiheit und Notwendigkeit, kurz, eine Synthese.« (Kierkegaard 1849/1954: 8).

## 4.4 Sozio-technische Organisation von Weltzugängen

### 4.4.1 Relationieren unter Zeitdruck

Mit der Betonung der Relationen, aus denen das (erweiterte) Soziale besteht und aus denen die spezifisch spätmodernen Subjektkompetenzen hervorgehen, verschiebt sich in der Betrachtung der verschiedenen Entitäten auch die Fragestellung. Mit Hörning (2015: 163f) gesprochen geht es nicht so sehr darum, welche Entität wofür zuständig ist und wieviel sie dabei macht, sondern darum, wie die Verhältnisse zwischen den Entitäten aussehen und welche Verknüpfungen entstehen. Ohne die festen Positionen und Aufgaben werden auch nicht mehr so sehr die arbeits-teiligen Strukturen betont, als vielmehr die Dynamiken und Prozesse.

Die Subjekte sind ständig in Bewegung und nehmen in dieser Hinsicht auch dezentrale Positionen ein, in Hinblick auf die Erfahrung bleiben sie aber zentral. Ihre Aufgabe als Erfahrungs-subjekte besteht darin, sich intentional und sinnhaft auf die Welt zu beziehen, wozu vielfältige und komplexe Möglichkeiten gegeben sind. Die körperlich-sinnlichen und medial-technologischen Weltzugänge müssen dazu interpretiert und in Beziehung zueinander gesetzt werden. Das heißt, die Subjekte sind in gewisser Weise selbst das Ergebnis von Relationen, indem sie aber dicker werden, sind sie selbst in der Lage, Beziehungen zu verstehen und herzustellen. Diese Form des *Relationierens* gewinnt zudem eine starke zeitliche Komponente. Betrachtet man nämlich die konkreten Situationen, besteht in diesen generell Handlungsdruck, da nicht beliebig lange überlegt werden kann. Besonders deutlich wird dies in den empirisch untersuchten Bereichen. Während einer Autofahrt gibt es kaum Gelegenheiten, die Verkehrssituation in Ruhe zu betrachten und seine Entscheidungen mehrfach abzuwägen. Da sich alle Verkehrsteilnehmer:innen bewegen, verändert sich die Situation immer wieder. Um darauf zeitnah reagieren zu können, müssen die übrigen Verkehrsteilnehmenden, die Verkehrszeichen, die technischen Informationen im Fahrzeug und eventuell weitere Assistenzsysteme beachtet werden. Ebenso zeitsensibel ist die Situation für Diabetiker:innen, bei denen es wichtig ist, rechtzeitig vor dem Essen den Blutzuckerspiegel zu ermitteln und sich darauf vorzubereiten. Noch dringender sind die Situationen eines gesundheitlich gefährlichen, zu hohen oder zu niedrigen Blutzuckerspiegels. Hinzu kommt in der Spätmoderne, so könnte man weiter betonen, die zeitliche Verdichtung und Beschleunigung sowie die zeitlichen Intensivierungen durch die Digitalisierung. Unter diesem Zeitaspekt ist die Verknüpfung der Weltzugänge, das *Relationieren*, ein *Synchronisieren*.

4.4.2 *Schulung zur Herstellung von Weltzugängen*

Dieses Relationieren und Synchronisieren ist kein einsamer Prozess. Wenngleich die Technologien verschiedene Anwendungs- und Interpretationsmöglichkeiten offenhalten, verfestigen sich bestimmte Praktiken innerhalb kultureller und sozialer Rahmungen, so wie auch die Wahrnehmung in Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitsordnungen eingebettet ist. Neben dieser generellen Verortung von Wahrnehmungen und Interpretationen sind die Kompetenzen zum Relationieren und Synchronisieren von Weltzugängen vielfach nur in sozialen Vermittlungskontexten erlernbar. Notwendig ist dies insbesondere dann, wenn die Technologien einen Komplexitäts- und Abstraktionsgrad erreicht haben, der nicht mehr selbst bewältigt werden kann. Dies betrifft insbesondere die Informationen wie sie im Rahmen der *hermeneutic relations* zugegen sind. Da sie keinen unmittelbaren Referenzpunkt haben, muss deren Bedeutung in Interpretationsgruppen erarbeitet beziehungsweise weitergegeben werden.<sup>36</sup> Während die Postphänomenologie noch von einem einfachen Mensch-Technik-Welt-Modell ausgeht, wird in ihrer soziologischen Wendung die Beteiligung anderer Subjekte hinzugefügt. Streng genommen gibt es nicht so etwas wie eine *gemeinsame Erfahrung*, da die Erfahrung an das leiblich verfasste Bewusstsein gebunden ist und sich ein solches nicht mit einem anderen leiblich verfassten Bewusstsein verbinden kann, so dass man von einer gemeinsamen Erfahrung sprechen könnte. Allerdings kann man von einer sozialisierten Erfahrung sprechen, wenn man die allgemeinen sozialen und kulturellen Verhältnisse markieren möchte, beziehungsweise von einer sozial angeleiteten Erfahrung, wenn diese konkrete Schulungskonstellation berücksichtigt werden soll. Mit der Erweiterung der individuellen Erfahrung zur sozial angeleiteten Erfahrung ist auch ein entscheidender Sprung genommen. Die Interpretationen der Weltzugänge werden intersubjektiv abgesichert, wodurch sie eine größere Stabilität erhalten und – weitere Objektivierungsprozesse vorausgesetzt – die Chance haben, sich als soziale Wirklichkeit zu etablieren.

Alleine schon die körperlich-sinnlichen Zugänge können ganz unterschiedlich eingesetzt und empfunden werden und müssen daher geschult werden, um eine Art intersubjektiven Standard zu erreichen. Merleau-Pontys Einwand, man könne aber nie wissen wie die oder der Andere

36 In diesem Punkt unterscheidet sich das Erlernen »hermeneutischer« Verfahren in der Wissenschaft und im Alltag hinsichtlich des Ablaufs nicht grundlegend. Betont wird etwa ein Meister:in-Schüler:in-Verhältnis, in dem das Wissen weitergegeben wird sowie, dass es nicht rezeptartig kopiert werden kann, sondern unmittelbar und vor Ort erlernt werden muss. Damit einher geht häufig aber auch eine Abgrenzung des Wissenskreises nach außen.

die Farbe Rot erlebt (1946/2003: 36), ist berechtigt, aber im sozialen Aushandlungsprozess kann Rot eine gemeinsame Bedeutung erhalten. Weitaus schwieriger ist es, wenn in einer nächsten Stufe eine gemeinsame Bedeutung technischer Weltzugänge etabliert werden soll. Die Informationen sind abstrakter und es spielen in den Aushandlungsprozessen soziale Hierarchien eine größere Rolle, da die Deutungshoheit auf Wissensbeständen basiert und diese ungleich verteilt sind.

#### 4.4.3 *Pluralität der Weltzugänge und Weltansichten*

Besonders komplex ist es schließlich, wenn auf verschiedenen Weltzugängen basierende Erfahrungen miteinander konfrontiert werden. Nicht nur aufgrund der sozialen Differenzierung, der kulturellen und lebensweltlichen Pluralisierung sowie der Vielfalt an sozialer Welten, auch aufgrund der verschiedenen Technologien, die einzelne zur Verfügung haben, können die Erfahrungen durchaus unterschiedlich sein. Eine entscheidende Annahme, die Schütz in Hinblick auf die Intersubjektivität trifft, muss damit neu aufgerollt werden. Als fraglos gegeben in der »natürlichen Einstellung des Alltags« sieht er neben der Körperlichkeit und dem Bewusstsein sowie der Möglichkeit zu Wechselbeziehungen auch, »daß die Außenweltdinge in meiner Umwelt und der meiner Mitmenschen für uns die gleichen sind und grundsätzlich die gleiche Bedeutung haben« (Schütz/Luckmann 1979: 27). Diesen Aspekt möchte ich zur Diskussion stellen, denn je nachdem, welche Technologien und Weltzugänge zur Verfügung stehen, wird die Welt auch anders betrachtet. Ihdes Adam, der mit wenig Wissen und unbedarft in den Sternenhimmel blickt, ist ein Extrembeispiel, an dem dieser Umstand aber besonders deutlich wird. In der Alltagswelt sind die verschiedenen Weltansichten nicht derart kontrastiv, und es gibt eine Vielzahl von Weltzugängen, die allen zur Verfügung stehen und deren Bedeutungen einen hohen Grad an intersubjektiver Übereinstimmung erreicht haben. Genauso gibt es in bestimmten Enklaven aber grundsätzlich andere Weltzugänge, aus denen sich je eigene Wissensbestände formen und schließlich deutlich unterscheidbare Weltansichten entstehen. Zumindest so unterschiedliche und viele, dass man nicht automatisch von der Gleichheit aller Bedeutungen ausgehen kann, die die Umwelt für alle hat. Notwendig ist deshalb ein kommunikativer Zwischenschritt, in dem geklärt wird, wie die Weltzugänge zu verstehen sind und wie sie verbunden werden können. Diese Kommunikation ist im engeren Sinne die schriftliche und sprachliche Vermittlung der Wissensbestände, besteht in den konkreten Situationen aber vor allem auch aus Gesten, Blicken und leiblicher Kommunikation.

4.4.4 *Institutionalisierungen*

Es etablieren sich Verfahren, in denen festgelegt wird, wie mit verschiedenen Weltzugängen umgegangen wird. Ein Beispiel: Das Landesgericht Nürnberg-Fürth hatte 2012 zu entscheiden, ob eine Verhaftung, die alleine auf Basis des Erschnüffeln eines Polizeihundes erfolgte, rechtmäßig war. Das Gericht stellte fest, dass die *Aussage* dieses Hundes Geltung hat und einen hinreichenden Grund bietet, da er in der Polizei- und Hundeschule einen entsprechenden Schulungsprozess durchlaufen hat und seinem Anschlagen vertraut werden darf.<sup>37</sup> Die von menschlichen Akteuren festgelegten Schulungsmaßnahmen wurden demnach als eine intersubjektive Übereinkunft gewertet, wie methodisch kontrolliert der Weltzugang von einem in diesem Fall tierischen Akteur in menschliche Entscheidungen integriert werden kann. Durch die gerichtliche Feststellung der Rechtmäßigkeit gewinnt ein solches Verfahren weiter an Bedeutung, da es im wirkmächtigen Bereich des Rechtssystems anerkannt wird. Da Hunde teilweise in der Lage sind, einen niedrigen Blutzuckerspiegel beim Menschen zu erkennen, könnten sie an sich als Therapie- und Warninstanzen eingesetzt werden, eine entsprechende Schulung und Prüfung vorausgesetzt. Im Vereinten Königreich wurde ein entsprechendes Verfahren bereits eingeführt. Um als Assistenzhund anerkannt zu werden, muss eine Sensitivität von 75 % und eine Fehlerquote von unter 15 % über drei Monate erreicht werden (vgl. Rooney et al. 2019: 4).<sup>38</sup> Auch die Messgeräte zur Ermittlung, Überwachung und Anpassung des Blutzuckerspiegels unterliegen entsprechenden Prüfungsverfahren, der Umgang mit ihnen ist aber gering formalisiert. Zwar gibt es nach der Diagnose *Diabetes* eine Einschulung zumeist durch das Assistenzpersonal bei den Ärzt:innen. Dieser Service kann aber nicht über die Krankenkassen abgerechnet werden und fällt deshalb in aller Regel sehr kurz aus. In der Folge entsteht ein Beratungsbedarf, der in Gemeinschaften geleistet wird. Hierdurch bildet sich ein Erfahrungswissen, das punktuell durch das von eingeladenen Expert:innen oder mit Verweis auf die Hersteller ergänzt wird und auch immer wieder im Verhältnis zu neuen Technologien angepasst werden kann.

Im Vergleich dazu geht es in der Fahrschule neben dem Erlernen von Verkehrsregeln und motorischen Fähigkeiten um die Verbindung sinnlicher und technischer Zugänge. Dies drückt sich in verkörperten

37 13 Kls 372 Js 9454/12, Bekanntmachung des Landesgerichts Nürnberg-Fürth vom 13.12.2012.

38 In der Studie von Rooney und Kolleg:innen (2019) erreichten die 27 Hunde aus dem Sample eine Mediansensitivität von 83 % (Interquartilsabstand von 66 bis 94 %) bei einer Fehlerquote von 19 % (Interquartilsabstand von 6 bis 32 %).

Abläufen wie dem Spiegel-Spiegel-Schulter-Blick aus oder in der Interpretation, indem beispielsweise die Informationen der Anzeigen auf den Instrumenten und Displays verstanden werden. Die Fahrschule ist im Vergleich eine Institution, in der die Deutung der Weltzugänge sehr stark strukturiert und kontrolliert wird. Bereits die Fahrlehrer:innen müssen ein Schulungsprogramm durchlaufen, die Prüfungen werden von unabhängigen Dritten begleitet, die Fahrpraktiken werden im Verkehrsalltag immer wieder kontrolliert und die Fahrerlaubnis kann auch wieder entzogen werden. Diese starke Formalisierung ergibt sich auch durch das staatliche Interesse am allgemeinen Verkehrsbereich, wogegen die Nutzung vieler anderer technischer Geräte vergleichsweise wenig beaufsichtigt wird.

#### 4.4.5 *Integration durch Übersetzungsleistungen*

Eine Institutionalisierung der Art und Weise, in der verschiedene Weltzugänge erlernt und strukturiert werden, kann als eine Reaktion auf Komplexität verstanden werden. Aus einer kritischen Sicht, so müsste man ergänzen, bedeutet es aber auch die Möglichkeit, bestimmte Deutungsmuster und Regelverständnisse durchzusetzen, die das Verständnis von sozialer Wirklichkeit rahmen. Zumindest dann, wenn genau vorgegeben wird, welche Bedeutung einzelne Weltzugänge haben und wie sie in konkreten Situationen zu verknüpfen sind. Mit zunehmender Ausdifferenzierung und Komplexitätssteigerung lassen sich aber nicht alle Gebrauchsweisen und Situationen in der Weise formalisieren. Angedeutet wurde bereits, dass die Kompetenz, die sich im Feld von komplexen Weltzugängen und Wirklichkeitskonstellationen ergibt, allgemeiner zu denken ist. Es ist die generelle Kompetenz, die Welt als vielschichtig zu begreifen und in der Lage zu sein, verschiedene Zugänge zu ihr miteinander in Beziehung zu setzen, ohne sich dabei zu überfordern und zu verlieren (vgl. dazu ähnlich auch Marotzki/Jörissen 2008). Die Institutionen und Gruppen bieten den Rahmen und die Anleitungen, um solche Kompetenzen herausbilden zu können. Es entstehen in der Folge gesellschaftlich verfügbare *Übersetzungsformeln*. Diese ermöglichen Übersetzungen in zwei Aspekten: Erstens können die verschiedenen körperlichen und technischen Weltzugänge miteinander verglichen werden beziehungsweise zwischen ihnen gewechselt werden. Dass eine solche Kompetenz als wichtig erachtet wird, zeigt exemplarisch die Aussage der Fahrlehrerin. Sie betont, dass Assistenzsysteme in Fahrzeugen zwar hilfreich sind, das herkömmliche Autofahren aber nicht verlernt werden soll, da man ansonsten ohne die Assistenzsysteme hilflos wäre. Zweitens können mit den Übersetzungsformeln die eigenen Erfahrungsweisen (verstanden als die mit der Zeit gebildeten Erfahrungen, die auf verschiedenen

Weltzugängen beruhen) mit denen anderer verglichen werden, wodurch sich ein Verständnis um verschiedene Erfahrungen bildet. Auf diese Weise würden unterschiedliche Weltzugänge und Erfahrungsweisen für sich bestehen bleiben können, mit den Übersetzungsformeln aber auch verbunden sein. Voraussetzung für die Bildung von Übersetzungsformeln ist ein einigermaßen sicheres Wissen um die Struktur der jeweiligen Weltzugänge. Wie Renn jedoch zeigt, finden Interaktionen statt, auch bevor die Verhältnisse vollständig geklärt sind und häufig kommen sie auch zu einem sinnhaften Abschluss, ohne dass ein umfassendes Verständnis entwickelt worden wäre.<sup>39</sup> Die empirischen Beispiele zu Schulungssituationen zeigen diesen Aspekt ebenfalls, da sowohl beim Autofahren als auch der Diabetes-Therapie die Prozesse voranschreiten und zum Handeln zwingen, bevor Klarheit über die verschiedenen Sichtweisen und Handlungsoptionen herrscht. Es lässt sich kein strenges »performatives Verstehen« feststellen – immerhin ist den Beteiligten klar, was das gemeinsame Ziel ist –, sehr wohl aber ein »pragmatistisches Verstehen« (Renn 2014: 105), da die Bewegung des Autos und die Verabreichung des Insulins dem geteilten Verständnis zuvorkommen. Der Unterschied liegt darin, dass die Fahrschule diese Transitionsphase systematisch gestaltet und mit den Fahrlehrer:innen auch über hauptberufliches Übersetzungspersonal verfügt, das die verschiedenen Weltzugänge und deren (zu überbrückende) Differenzen kennt. Dieses Personal schafft es, sowohl zwischen der etablierten Kulturpraktik des Fahrens und ungeschickten situativen Handlungsweisen übersetzen zu können als auch zwischen den Handlungsregeln und den konkreten Situationen in Bezug auf den rechtlichen Rahmen, in den die Ausbildung eingebettet ist.<sup>40</sup> Etwas offener könnte man bei den Institutionen auch von »Kontaktmedien« (Traue 2017) sprechen. Darunter versteht Traue »Gelegenheiten, ein kommunikatives Handeln aufzunehmen, zu modellieren oder abzubrechen« (Traue 2017: 252), das durch »technische, sprachliche, architektonische, ästhetische und rechtliche Einrichtungen« (ebd.: 254) bereitgestellt wird. Die Fahrschule kann als eine solche Einrichtung verstanden werden, da sie systematisch die Möglichkeit bietet, dass die verschiedenen Weltzugänge

39 Neben den sehr präzisen theoretischen Betrachtungen ist in dieser Hinsicht das Beispiel zum Tod von Kapitän Cook sehr aufschlussreich. Renn (2014) veranschaulicht damit, dass den Handlungen von Cook und seiner Besatzung auf der einen Seite und den Insulanern Hawaiis auf der anderen völlig unterschiedliche Interpretationen bei deren ersten Kontakten zugrunde lagen, die Interaktionen auf den verschiedenen Grundlagen aber für beide sinnhaft waren und erst durch eine materialbedingte Verlängerung des Aufenthaltes für James Cook letztlich in einem tödlichen Missverständnis endeten.

40 Siehe hierzu die Unterscheidung von Renn (2010: 323) in vier Typen der Übersetzungs- und Koordinationsleistungen.

miteinander verglichen und vereinheitlicht werden. Es gibt sogar eine Verpflichtung dazu im Rahmen der Straßenverkehrsordnung. Diabetiker:innen sind in dieser Hinsicht freier und es steht nicht unbedingt eine Homogenisierung des Wissens im Vordergrund, sondern eine Sensibilität für die verschiedenen Körper und Lebenssituationen. Plattformen wie YouTube bieten so wie Selbsthilfegruppen ein Forum dazu, wenn gleich mit einer medial bedingt anderen sozialen, räumlichen und zeitlichen Strukturierung. Beim Verhältnis zu sozialen Robotern kann es ebenfalls um die Bestimmung der Verwendungs- oder Umgangsweisen gehen, wenn beispielsweise die Roboterrobbe *Paro* vom Pflegepersonal vorgestellt oder in Literatur und Film ein bestimmtes Bild von Robotern erzeugt wird. Im Umgang mit sozialen Robotern selbst verändert sich die Konstellation ansonsten dahingehend, als dass ein Dritter mit Übersetzungskompetenz und ein institutioneller Rahmen entfallen und mit der Technik selbst deren Status bestimmt werden könnte. In Hinblick auf das Verhältnis zwischen Subjekt und Welt wären einzelne Technologien dann ihre eigenen Institutionen und Kontaktmittel. In Rechnung stellen könnte man hier die Datenverarbeitungen durch Algorithmen, mit denen Strukturen und Verläufe nachgezeichnet werden. Miller (2011: 19f) verweist auf den wichtigen Aspekt, dass die neuen, digitalen Medien gleichzeitig für eine breite Masse gedacht sind und trotzdem individuell zugeschnittene Informationen anbieten. Das Ziel besteht somit darin, den Erfahrungssubjekten individuelle Erfahrungsweisen zu ermöglichen und auf deren je eigene Informationsbedürfnisse zu reagieren, womit die Vielfalt an Weltzugängen und Informationen selbst wieder technisch zu bewältigen versucht wird.

Aus der Perspektive gesellschaftlicher Integration gilt es aber auch, weiter die Kommunikation zwischen den Gesellschaftsteilen zu gewährleisten. Sofern gesellschaftliche Teilhabe an bestimmte Erfahrungsweisen (und die Verwendung bestimmter Technologien) gebunden ist, sind damit möglicherweise neue Dimensionen sozialer Ungleichheit verbunden. Ein Aspekt, um dem zu begegnen, wäre eine Anpassung verschiedener Stile und Informationskulturen. Ein anderer, den ich hier stärker betonen möchte, besteht eben darin, die Kompetenzen zur Übersetzung zu fördern oder Übersetzungsangebote bereitzustellen, mit denen verschiedene Informationskulturen verbunden bleiben. Damit wäre gesellschaftliche Teilhabe eher eine Frage der Übersetzungsleistungen als die der individuellen Verfügbarkeit von neuen Technologien. Erforderlich ist damit aber zumindest auch die Bereitschaft, solche Kompetenzen zu erwerben, was wiederum das Wissen um deren Bedeutung voraussetzt.



4.4.6 *Situationen als verzeitlichte Wirklichkeiten*

Fokussiert man genauer auf die Momente, in denen die Weltbezüge aktiv sind und in denen verschiedene Subjekte sich mit ihren jeweiligen Bezügen koordinieren oder vielleicht sogar einigen müssen, kommen einige Aspekte hinzu. Die unmittelbar gemachten Erfahrungen treffen nicht auf ein leeres Blatt, sondern auf eine Fülle von sedimentierten Erfahrungen und werden deshalb auch auf eine je individuelle Weise integriert (vgl. Schütz 1932, ausführlich dazu bereits Kapitel 2.1). Auch sind die Handlungen, mit denen bestimmte Erfahrungen ermöglicht werden wollen, in Hinblick auf die Ziele und Erwartungen zu verstehen. Durch die Erfahrungen und Erwartungen anderer sowie die räumlichen und zeitlichen Strukturen sind solche Situationen zudem in einer bestimmten Weise gerahmt, und alle diese *Variablen* müssen miteinander verbunden werden.

In der Perspektive postphänomenologischer Forschung gibt es nicht die Technik an sich, sondern verschiedene Technologien. Und deren Bedeutung besteht nicht an sich, sondern in ihrem konkreten situativen Gebrauch. Dass solche situativen Momente damit zur wichtigsten Einheit werden, lässt sich auch mit mikrosoziologischen Theorienansätzen, wie jenen von Goffman (1964/1972) und Garfinkel (1967/2002) sowie in der Folge von Suchman (1985), weiter stärken. Insbesondere in Kontrast zu Goffmans Situationsbegriff eröffnet sich jedoch ein Konflikt mit einer postphänomenologischen Perspektive. Goffmans Situation ist im Kern eine Situation der Kopräsenz von sich einander sinnlich wahrnehmenden Interaktionsteilnehmenden.<sup>41</sup> Wie sich mehrfach gezeigt hat, wird die sinnliche Wahrnehmung in verschiedenen Weisen um Technologien erweitert bis hin zu den Grenzfällen, in denen die Technologien selbst Ereignisse registrieren und verarbeiten können. Konsequenterweise erweitert eine postphänomenologische Soziologie Goffmans sinnlich begrenzte Situation um die Reichweiten der Technologien und die soziale Situation um die wechselseitigen Vergrößerungen der Erfahrungshorizonte ihrer Teilnehmenden. In Verbindung mit der Feststellung, dass die Weltzugänge und Erfahrungsmöglichkeiten zwar nicht auf den Körper beschränkt sind, das verkörperte Bewusstsein aber die Bedingung für Erfahrung bleibt, bekommt der Körper erneut eine ambivalente Stellung. Über ihn bestimmt sich nicht mehr die Ausdehnung der (räumlichen)

41 Vgl. hierzu auch die Diskussion bei Hirschauer (2014). Wie er in seiner sehr genauen Betrachtung der Situationsbegriffe richtig anmerkt, muss diese sinnlich geprägte *response presence* bei Goffman nicht auf das Visuelle beschränkt sein, sondern kann auch das Akustische, etwa bei einem Telefonat, umfassen (vgl. Hirschauer 2014: 112). Betrachtet man jedoch Goffmans typische Situationen in seinen zahlreichen Beispielen, spielt Medienkommunikation eine geringe Rolle, weshalb der Vorzug wohl auf einer körperlichen Nähe der Interaktionspartner:innen liegt.

Situation, aber sie konzentriert sich bei ihm.<sup>42</sup> Wenn die räumlichen Grenzen der Situation relativ und flexibel werden, richtet sich der Blick eher auf die zeitlichen Dimensionen. So könnte man sagen, dass eine Situation jene Geschehnisse mitsamt all ihrer Bezüge umfasst, die in ihrer Zeitlichkeit zu verstehen sind. Eine auf diese Weise konturierte Situationsdefinition nimmt jene Verschiebung auf, die Knorr-Cetina (2012a) mit der »Synthetischen Situation« anvisiert. Während Goffman die Situation als »any physical area anywhere within which two or more persons find themselves in visual and aural range of one another« (Goffman, zitiert nach Knorr-Cetina 2012a: 83) definiert, hebt sie die Zeitlichkeit hervor. Durch die »skopischen Medien« (Knorr-Cetina 2012b, Knorr-Cetina/Reichmann/Woermann 2017) wird die Beobachtungsfähigkeit über die aktuelle Situation hinaus erweitert und es ergeben sich Konstellationen, in denen Interaktionszusammenhänge unter Anwesenden und Abwesenden gleichzeitig bestehen. Eindrucksvoll kann Knorr-Cetina dies mit der Situation zeigen, in der sich die Händler:innen des Börsenmarktes befinden. Diese sitzen vor einer Menge an Bildschirmen, auf denen sie die Märkte *beobachten*, sich mit anderen, kopräsenten oder über Medien anwesenden Personen austauschen und zum richtigen Zeitpunkt in den Markt eingreifen. Während der Raum hier Vieles sein kann und flexibel verhandelt wird, ist die Zeit eine eindeutige und maßgebliche Größe. Die *synthetische Situation* definiert Knorr-Cetina deshalb als:

»Eine durch gänzlich oder teilweise skopische Bestandteile bereicherte (und verzeitlichte) Umgebung – in der wir uns in der Reaktionspräsenz des jeweils Anderen und der skopischen Komponenten befinden, ohne die Notwendigkeit einer wechselseitigen physischen Anwesenheit zu haben.« (Knorr-Cetina 2012a: 90). Und sie beschreibt weiter: »Synthetische Situationen konstituieren nicht mehr eine räumliche Wirklichkeit, wie wir es gewohnt sind, sondern eine vor allem zeitliche Wirklichkeit, weil wir immer wieder aktualisieren müssen.« (ebd.: 93)

Die Situation könnte deshalb in Anschluss an das zeitsensible Synchronisieren der verschiedenen Weltbezüge, sowie mit der von Knorr-Cetina beschriebenen zeitlichen Strukturierung, als ein Zeitpunkt verstanden werden. Kennzeichnend für diese ist einerseits ihre zeitliche Begrenzung, andererseits aber vor allem die besondere Wichtigkeit von Tempo und Koordination, also die Frage, *wie schnell* und *wann* Bezüge hergestellt werden müssen.

Während ich die Umstellung von einer Situation des Raumes zu einer Situation der Zeit in Hinblick auf die neuen Medientechnologien als sinnvoll bis notwendig erachte, bleibt aber mit den Bezügen, die in der

42 Hirschauer blickt auf diesen Zusammenhang von der anderen Seite, wenn er feststellt: »Solange Körper an Kommunikation beteiligt sind, gibt es keine ortlose, nicht situierte Kommunikation.« (Hirschauer 2014: 124).

Situation bestehen und hergestellt werden, eine gewisse Unklarheit. Die verschiedenen Aspekte, die gleichzeitig oder zeitlich koordiniert verhandelt werden müssen, sind unterschiedlich abstrakt und in unterschiedlichem Maße relevant. Ein Beispiel: Bei einer Hypoglykämie müssen das leibliche Gefühl, die Messwerte des Blutzuckermessgerätes und die in der dann notwendigen Nahrung enthaltenen Kohlenhydrate miteinander in Bezug gesetzt werden. Auch der Funktionsumfang des Gerätes, etwaige sportliche Aktivitäten sowie die Dauer, bis die Kohlenhydrate wirken, werden berücksichtigt, ebenso wie frühere Erfahrungen, die in dieser Synchronisierung aktualisiert werden. Aber spielt die familiäre Situation, die Herstellerfirma des Gerätes oder die Krankenversicherung eine Rolle? Der Vorschlag auf der Ebene des methodischen Zugangs bestand darin, in einem Dreischritt a) die Technologien als Artefakte, b) deren situativen Gebrauch und c) die erweiterten Kontexte, in denen dieser stattfindet, zu analysieren. Der Unterschied zwischen dem zweiten und dem dritten Schritt liegt darin, dass in der Analyse des situativen Gebrauchs von Technologien die für die handelnden und wahrnehmenden Akteure leitenden Bezüge zu einem bestimmten Zeitpunkt betrachtet werden, während der Kontext vor allem für die weitere wissenschaftliche Analyse und deren Verallgemeinerungen wichtig ist. Nicht ausgeschlossen ist, dass diese beiden Schritte zusammenfallen – sofern nämlich hochgradig informierte und reflektierte Akteure ebenso die gesamten Bedingungen überblicken. So können die zeitlichen Strukturen des Familienalltages, die Vertrautheit mit den Anzeigen des neuen Gerätes oder die Übermittlung der Daten an die Krankenkasse in dem Moment für einige relevant sein, für andere nicht.<sup>43</sup> Die Folge ist, dass die handelnden und erfahrenden Akteure über ihre Definition von *Situation* selbst entscheiden, das heißt über die Menge der Bezüge und der relevanten Randbedingungen, was auch ganz unterschiedlich ausfallen kann.

Eine Situation ist mit den Definitionselementen der Zeit und der Subjektperspektive deshalb als eine Konstellation von verschiedenen Bezügen zu verstehen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt oder in einer Zeitspanne handlungs- und erfahrungsrelevant sind. Empirisch stellt sich deshalb nicht die Frage, wie sich die Akteure in einer Situation verhalten, sondern woraus für die Akteure die Situation besteht, wie sie sie erfahren, erleben und verändern. Der zeit- und subjektorientierte Situationsbegriff ist damit genau genommen auch ein phänomenologischer, womit man in der Kreisbewegung von Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung wieder an denselben Punkt gelangt: wie

43 Die methodisch anspruchsvolle Arbeit besteht dabei darin, die für die Handlungen und Wahrnehmungen relevanten Bezüge zu identifizieren. Genauso aber, über weitere mögliche Bedingungen zu reflektieren, um zu allgemeinen Aussagen zu kommen, die auch verschiedene Akteure einschließen.

verbindet sich die Situation des einen mit der Situation des anderen? Das ist der Punkt, an den Goffman und Garfinkel anschließen und an dem man die Perspektive des Symbolischen Interaktionismus ins Spiel bringen muss (vgl. Hitzler 1999: 290), aber auch Gurwitsch hatte sich diesem Problem gewidmet und es zu lösen versucht, indem er darüber reflektiert, wie in Situationen beispielsweise durch bestimmte Gebrauchsweisen die Mitwelt immer wieder am Horizont auftaucht (vgl. die ausführliche Darstellung bei Sebald 2014). Bei Latour findet sich ein ähnlicher Ansatz, mit dem er die Zeitlichkeit und damit verbunden die Weite der Netzwerke (wie hier die Weite der Situation durch ihre Bezüge) thematisiert:

»Würde man eine raum-zeitliche Karte all dessen zeichnen wollen, was in einer Interaktion gegenwärtig ist, und würde man eine Liste all derer aufstellen wollen, die auf die eine oder andere Weise an der Interaktion teilhaben, dann würde man nicht mit einem klar umgrenzten Rahmen auskommen, sondern man erhielte ein sehr ungeordnetes Netz mit einer zunehmenden Vielfalt sehr unterschiedlicher Zeiten, Orte und Personen.« (Latour 2001: 239)

Der Unterschied ist ein weiteres Mal, dass in der Akteur-Netzwerk-Theorie im Vergleich zu einem (post-)phänomenologischen Ansatz auf die letzte Wendung, in der die Bedeutung der Netze oder Situationen für die Subjekte genommen wird, verzichtet wird. Es könnte aber auch konkret danach gefragt werden, wie es mit der besonderen Betonung eines erweiterten Sozialen mit der Situationsdefinitionsfähigkeit nichtmenschlicher (oder genauer: nicht erfahrungsfähiger) Entitäten bestellt ist. Solche Teile des Sozialen können Ereignisse registrieren und Informationen miteinander verbinden. Ohne die Erfahrung und Sinnkonstitution ist es zwar keine auf sich selbst bezogene Situation, aber dennoch eine Konstellation aus verschiedenen Bezügen, die ihrerseits für menschliche Akteure einen Bezugspunkt, einen Aspekt, darstellen kann. Sofern diese darauf reagieren (und die technischen Entitäten die dadurch veränderte Konstellation wieder aufgreifen), ergibt sich eine Interaktivität. Daraus entsteht keine *gemeinsame* Situation, aber eine miteinander und gemeinsam hergestellte neue Situation. Diese Abfolge von Situationen ist es auch, die sich für Hirschauer als zentraler Punkt erweist. Im Anschluss an Schütz' *Intersubjektivität* und Goffmans und Garfinkels *Interaktivität* sieht er als nächsten Schritt die Klärung der *Intersituativität* (vgl. Hirschauer 2014: 118). Zu unterscheiden ist deshalb zwischen zwei Linien der Verbindung von Situationen. Erstens sind es die Verbindungen zwischen parallelen Situationen mehrerer Akteure und zweitens sind es die Verbindungen von zeitlich aufeinanderfolgenden Situationen. Hirschauer (2014: 118), der sich vor allem für den zweiten Teil interessiert, sieht darin die nicht gerade bescheidene Chance, das Mikro-Makro-Problem zu übergehen,

indem man soziale Prozesse als eine Abfolge von Situationen begreift. Zu klären ist dabei, wie die (aufeinander folgenden) Situationen miteinander verbunden sind. Sebald (2014) bringt dazu den Aspekt der Generalisierung ins Spiel. Es sind gewisse Ähnlichkeiten in den Bedeutungen, Ordnungen, Praktiken und Materialitäten, die in einer neuen Situation wiedererkannt werden können und damit die Möglichkeit bieten, daran anzuschließen und Situationen miteinander zu verbinden (vgl. Sebald 2014: 115–124). Hirschauer betont ganz ähnlich die Materialitäten und Medien, die in den Situationen Konstanten bilden beziehungsweise diese miteinander verbinden (Körper und ihre Wissensformen auch, so ließe sich noch schnell hinzufügen).

Das zentrale Argument bezieht sich hier auf die Situation als Zeitdimension. Dabei verschwindet die ansonsten übliche und auch von Hirschauer kritisierte Einteilung in Situation und Kontext. Vieles kann nämlich gleichzeitig aktiv sein, es ist nur für die Subjekte vielleicht in unterschiedlichem Maße relevant. Sicherlich bieten die Materialitäten ebenso wie die Körper und die Bedeutungen von Symbolen eine Stabilität, da sie über Situationen hinwegreichen. Und es gibt auch typische Situationen mit wiederkehrenden Konstellationen. Aber dennoch ist jede Situation neu, da auf bestehende Herausforderungen verschiedene Informationen herangezogen und miteinander verknüpft sowie die Erfahrungen und Relevanzen anderer laufend mitberücksichtigt werden müssen. Diese ständig neuen Anpassungen hat Schubert (2006: 128) als eine »routinisierte Improvisation« beschrieben und Verbeek (2005b: 4) als »editifying«. Einzelne Elemente mögen gleich bleiben, die Konstellationen verändern sich aber beständig und müssen immer wieder synchronisiert werden. Gesellschaftsdiagnostisch lässt sich anfügen, dass die Wechsel der Situationen und ihre Komplexität an möglichen und faktischen Bezügen in der Spätmoderne wohl zunehmen.

Wenn die Annahme berechtigt ist, dass die Situation eine maßgebliche Einheit der Alltagswelt darstellt und es weiterdies zutrifft, dass die zeitlich zu denkenden Situationen immer neue Anpassungen in hoher Frequenz einfordern, hat das Konsequenzen für die Struktur der Lebenswelt. Normen und Werte sowie grundlegende Vorstellungen von sozialer Ordnung mögen zum Beispiel weiterhin bedeutungsvoll sein. Allerdings kann man nicht pauschal davon ausgehen, dass solche stabilen Elemente durchgehend in der gesamten Lebenswelt prägend sind, sondern muss es als kontingent setzen, was in den einzelnen Momenten tatsächlich handlungsleitend ist. Oder mit Schegloff (1997) und Hirschauer (2014: 110) zugespitzt ausgedrückt: die Handlungen in den kleinteiligen und höchst unterschiedlichen Phasen des Alltags lassen sich kaum noch in Bezug zu allgemeinen Kategorien wie *Normen*, *Werte*, *Demokratie* und *Kapitalismus* bestimmen. Auf der Mikroebene können dagegen andere Bezüge wichtiger sein und diese sind je nach Verfügbarkeit von Technologien

und Anbindung an andere Wissensbestände durchaus unterschiedlich. Fraglich bleibt damit insgesamt, ob es noch starke gemeinsame Klammern gibt, die alle Situationen miteinander verbinden.

## 4.5 Sozio-technische Konstruktion der Wirklichkeit

### 4.5.1 Vielfalt und Vielschichtigkeit der Lebenswelten

Dass es mehrere *Welten* mit je eigener Sinnstruktur gibt, hat spätestens William James hervorgehoben und systematisch aufzuarbeiten versucht. Er unterscheidet dabei zwischen folgenden Welten: a) die sinnlich erfahrbare Welt, der er mit der Nähe zum Empirismus eine gewisse Vorrangstellung einräumt, b) die materielle Welt der Mechanik und Physik, c) jene der Theorie und d) der Religion sowie e) die vielen der eigenen Überzeugungen und f) die des Wahnsinns (vgl. James 1890: 292–293). Der Weltbegriff lässt sich bei ihm als ein konsistentes Sinn- und Regelsystem verstehen, durch das sich die verschiedenen Welten voneinander unterscheiden und abgrenzen lassen. Deren Distanz zueinander im erlebenden Bewusstsein ist ihm dabei wichtig:

»The popular mind conceives of all these sub-worlds more or less disconnectedly; and when dealing with one of them, forgets for the time being its relations to the rest.« (James 1890: 291)

In seinem berühmten Aufsatz »Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten« nimmt Schütz (1945/1971) diesen Gedanken auf. Den Vorrang genießt bei ihm die »Welt des Wirkens«, jene der physischen Dinge und des Körpers (Schütz 1945/1971: 260). Wobei nicht mehr die Sinnlichkeit und Materialität ausschlaggebend sind, sondern die besonders hohe Bewusstseinsspannung und die Möglichkeit des Eingreifens in die Welt, die ein Akteur mit anderen teilt. Dieser vorrangigen Welt untergeordnet sind die »geschlossenen Sinnbereiche« (ebd.: 264), die sich durch einen eigenen Erkenntnisstil auszeichnen (vgl. ebd.: 267). Explizit erwähnt Schütz dabei »die Welt der Träume, der imaginären Vorstellungen und der Phantasie, insbesondere die Welt der Kunst, die Welt der religiösen Erfahrung, die Welt der wissenschaftlichen Kontemplation, die Spielwelt des Kindes und die Welt des Wahnsinns« (ebd.: 266).<sup>44</sup> Beide stimmen darin überein, dass die Orientierung der Subjekte an diesen verschiedenen Welten entscheidend ist und sich jede dieser Welten für das Subjekt qua Zuwendung real anfühlt beziehungsweise jede den Wirklichkeits-

44 Später in den »Strukturen der Lebenswelt« (1979) finden sich dazu nur noch die Phantasiewelten (S. 54–59) und die Traumwelt (S. 59–61).

akzent verliehen bekommen kann.<sup>45</sup> Noch stärker als bei James werden von Schütz die Grenzen zwischen den Welten markiert. In Rückgriff auf Kierkegaards *Sprung* – womit dieser ursprünglich grundlegende Lebensentscheidungen in Hinblick auf die Religion beschrieben hat – spricht er von einer »Schockerfahrung«, wenn von einer Welt in die andere gewechselt wird, eine Bezeichnung, die sich bis zu Berger und Luckmann (vgl. 1966/2007: 24) weiterzieht.<sup>46</sup> Ronald Hitzlers großer Verdienst besteht in dieser Diskussionslinie unter anderem darin, erstens diesen Gedanken über die Vielfalt der Welten mit der Individualisierung zu verbinden und zweitens die strengen Welten durch flexible Sinnwelten zu ersetzen (Hitzler 1994). Damit wird klarer, dass es viele solcher Sinnwelten gibt und diese beständig miteinander verbunden werden müssen. Er nennt es das »Sinnbasteln« (ebd.), das zur typischen Tätigkeit des modernen, individualisierten Subjekts wird, das keine vorgegebene und einheitliche Sinnggebung mehr zur Verfügung hat.

In zunehmend weicheren Grenzen finden sich in der phänomenologischen Soziologie und der Wissenssoziologie verschiedene Arten von Welten, die ich als eine *horizontale Verteilung* beschreiben möchte. Das maßgebliche Kriterium dafür: ihr zeitliches Hintereinander, das sie voneinander getrennt und gewissermaßen nebeneinander stehen lässt. Zwar ergibt sich aus ihnen in der Summe ein Sinnganzes, die situative Aufmerksamkeit ist jedoch an die einzelne Welt geheftet und das Verhalten an die jeweiligen Sinnstrukturen und Regeln dort gebunden. Man kann nicht gleichzeitig träumen, hermeneutisch analysieren und den alltäglichen Aufgaben nachgehen (es wäre sogar ziemlich nachteilig), sondern nur hintereinander. Dieser ersten Dimension möchte ich nun eine zweite hinzufügen und von einer *vertikalen Verteilung* sprechen. Mit den verschiedenen, über Technologien erweiterten und ergänzten Zugängen werden die gewissermaßen übereinanderliegenden Schichten der Welt erfahrbar. Diese Technologien haben damit das Potenzial, als epistemische Akteure mehrere Ebenen zu erfassen und die Erkenntnismöglichkeiten zu vertiefen.<sup>47</sup> Diese neueren Formen der Zugänge zur Welt ersetzen an-

45 Den für die Soziologie entscheidenden Schritt nehmen dann vor allem Berger und Luckmann (1966/2007), indem sie die intersubjektiv teilbare Welt voranstellen und im Detail betrachten, wie es zu einer gemeinsamen Wirklichkeit kommt. Später dazu noch mehr.

46 Bei Hans-Georg Soeffner findet sich später eine explizite Relativierung des so deutlichen Schocks bei Schütz, da die Wechsel zahlreich und in vielen Fällen nicht in der Weise beeindruckend sind (vgl. Soeffner 2005: 141f).

47 Ihde und Selinger wählen den Begriff der *epistemology engine* dann, wenn eine Technologie in Verbindung mit einer verkörperten Praxis eine neue Erkenntnisfähigkeit erzeugt und Wissen generiert wird (vgl. Ihde/Selinger 2004: 362f). Das Erkenntnispotenzial entfaltet sich, sobald den auf diesen Weisen gewonnen Informationen eine Relevanz zugeschrieben wird. Im

dere nicht, sondern fügen neue hinzu. Die verschiedenen Zugänge bestehen gleichzeitig, weshalb auch im vorherigen Abschnitt der Vorschlag gemacht wurde, die Gleichzeitigkeit als konstitutives Element für die *Definition der Situation* zu verwenden. Streng genommen kann sich das verkörperte Bewusstsein nicht immer allen Schichten gleichzeitig zuwenden. Das liegt zum einen an der Aufmerksamkeit, die nicht beliebig gesteigert werden kann und sich deshalb Ausschnitte sucht, und zum anderen an der Adressierung der Sinne, die teilweise parallel funktioniert, teilweise aber auch auf den visuellen Sinn beschränkt ist, der sich nicht teilen kann. Wichtig sind aber – und das spricht dennoch für das Konzept der Gleichzeitigkeit – folgende Aspekte: es sind a) viele verschiedene Informationen zugänglich, die b) sofort verfügbar sind und zwischen denen c) schnell gewechselt werden kann; beziehungsweise müssen sie d) beständig gegeneinander abgewogen oder miteinander verbunden werden, oder liegen bereits e) als implizites Wissen in alltäglichen Interpretationen verdichtet vor.

Für die Bereiche der Alltagswelt als Hauptsinnwelt und die ihr untergeordneten Subsinnwelten haben die Schichten unterschiedliche Bedeutungen. In der Alltagswelt sind sie meistens sehr relevant, in den Naturwissenschaften noch mehr, in der Religion aber beispielsweise nicht. Man könnte sagen, dass die Felder, die durch die horizontale Verteilung der Sinnwelten und die vertikale Verteilung der Sinnschichten aufgespannt wird, unterschiedlich stark besetzt sind.<sup>48</sup> Diese Besetzungen sind aber auch veränderlich, was sich insbesondere an der Alltagswelt zeigt, in der die technologischen Weltzugänge und die technischen Entitäten zunehmend an Bedeutung gewinnen (siehe hierzu die drei empirischen Studien, die allesamt alltagsweltliche Probleme der jeweiligen Akteure und den Versuch der technischen Bewältigung zeigen). Mit der Pluralisierung der Sinnwelten und Sinnschichten differenzieren sich die Wissensbestände und -formationen aus, über die die einzelnen Subjekte verfügen (und die ihren Subjektstatus mitbestimmen). Dass dies eine Vermehrung des gesellschaftlich verfügbaren Wissens bedeutet, ist zwar naheliegend, betrachtet man aber das gesellschaftlich angewendete Wissen, ist zu bedenken, dass zwar neues Wissen hinzukommt, auf anderes dafür verzichtet wird.

Anschluss an die Diskussion zur Zentrierung und Dezentrierung des Subjekts (Kapitel 4.2) wird diese Entscheidung von menschlichen, das heißt, erfahrenden und sich als Subjekt begreifenden Entitäten getroffen. Allerdings steht noch eine Diskussion dazu aus, welche Rolle Technologien dabei spielen, wenn der Wirklichkeitsakzent verliehen wird (siehe dazu das folgende Kapitel).

48 Entsprechend ist in der Soziologie auch die Verbindung von Technik- und Wissenschaftssoziologie viel stärker als beispielsweise von Technik- und Religionssoziologie.



Die Menge und die Formen des als gesellschaftlich relevant gesetzten Wissens sowie seine Verteilung möchte ich als die *soziale Wirklichkeit* definieren, die im Folgenden den Bezugspunkt der Analyse darstellt. Dem allerdings ist eine andere terminologische Klärung voranzustellen. Der weite Begriff der *Welt* in der Postphänomenologie umfasst das, was man als Umwelt bezeichnen könnte, andere Menschen und auch den eigenen Körper miteingeschlossen. Wurde bislang von *Weltzugängen* gesprochen, meint diese Welt die Wirklichkeit im Sinne einer menschen- und denkunabhängigen Welt, die gegeben ist und nur noch erkannt werden muss. Mit der Soziologie, insbesondere einer sozialkonstruktivistischen, ist das schwer verträglich. Hier kommt die *soziale Wirklichkeit* ins Spiel. Damit wird betont, dass Wirklichkeit das Ergebnis sozialer Aushandlungsprozesse ist beziehungsweise dass das, was wir als harte Wirklichkeit empfinden mögen, eine wandelbare soziale Konstruktion ist. Aus der ersten Perspektive – mit dem Blick auf eine menschen- und denkunabhängige Welt – wäre ein technologisch erweiterter Weltzugang die Möglichkeit, mehr von der existierenden Welt zu erkennen. Die sozialkonstruktivistische Perspektive dagegen sieht im Prozess des technologischen Zugriffs eine Konstruktion einer Wirklichkeit, da erst dadurch eine Welt eröffnet wird. Für das weitere Verständnis hat das folgende Konsequenzen: Statt einer fest umgrenzten Welt erscheint diese relativ, und zwar abhängig von den jeweiligen Technologien, mit denen Wirklichkeit definiert wird.<sup>49</sup> Das philosophische Problem, dass es nicht überprüfbar ist, ob das Wahrgenommene mit der Wirklichkeit übereinstimmt, da man nur die Wahrnehmung hat (vgl. Ihde/Selinger 2004: 365), löst sich damit auf, da die Wahrnehmung und alle Formen des Messens die Wirklichkeit erzeugen. So betrachtet ist der Versuch, eine Wirklichkeit zu entdecken, ihre Erfindung.

In einer näheren Bestimmung, welche Rolle die Technik in der Konstruktion von Wirklichkeit spielt, kommt man wieder an den Punkt, dass mit der postphänomenologischen Grundlage eine Vielzahl von Technologien und je eigene Konstruktionstypen zu nennen sind. Die Medientechnologien der *embodiment relations* machen eine wahrnehmbare Welt besser wahrnehmbar und vergrößern die bestehende Wirklichkeit, während die Messtechnologien der *hermeneutic relation* ganz neue Dimensionen eröffnen, da sie über die menschliche Wahrnehmungskapazitäten

49 Insbesondere naturwissenschaftliche Forschungen wurden in den 1980er-Jahren zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschungen. Bekannt sind hier insbesondere die Arbeiten von Latour und Woolgar (1986) sowie Knorr-Cetina (1981). Da sich die Naturwissenschaften gegen die Relativierung ihrer Erkenntnisse wehrten, folgten die Science Wars. Für eine kompakte Zusammenfassung der Debatte, inklusive der Position Latours zum Konstruktivismus, siehe Gertenbach/Laux (2019: 50–58), für eine ausführliche The Editors of *Lingua Franca* (2000).

hinausgehen. Mit den im Hintergrund laufenden Technologien der *background relations* wird eine zweite Wirklichkeitsebene installiert, die gewissermaßen parallel zu den Prozessen der übrigen sozialen Wirklichkeit verläuft (mit dieser aber punktuell immer wieder verbunden wird). Mit dem Quasi-Anderen der *alterity relation* folgt sogar eine Erweiterung des Sozialen in der sozialen Wirklichkeit. In der *cyborg relation*, bei der die Unterscheidungsfähigkeit zwischen körperlichen und technischen Elementen undeutlich wird, das heißt, das verkörperte Bewusstsein zu einem soma-technischen Bewusstsein wird, ist es auch weniger ein Zusammenspiel von Wirklichkeitszugängen als mehr ein gemeinsamer Wirklichkeitszugang. Die Technologien der *immersion relation* schließlich machen eine nicht-materielle Welt sinnlich wahrnehmbar. Dadurch werden einige Wirklichkeitsgewissheiten irritiert, zumal die körperliche Anwesenheit und die Konzeption von Raum neu gedacht werden müssen.

Es ist durchaus naheliegend, den körperlich-sinnlichen Zugang zur Welt als Nullpunkt zu setzen und die Wirklichkeitsdefinition als eine Leistung des (verkörperten) Bewusstseins zu nehmen. Auch die Abstimmung mit anderen auf Basis relativ ähnlicher Sinneswahrnehmungen und Sinnsetzungen erscheint als eine günstige Ausgangslage für eine intersubjektive Bestimmung der sozialen Wirklichkeit. Ein technisch vermittelter Weltzugang erfordert im Vergleich dazu komplexe Anwendungs- und Deutungskompetenzen. Diese müssen zudem mit anderen abgestimmt werden, was auch ein Potenzial für Missverständnisse birgt. Sofern es gesellschaftlich angestrebt werden würde, eine einfach strukturierte Wirklichkeit zu haben, in der eine hohe Übereinstimmung der subjektiven Perspektiven besteht, wäre der Einsatz von Technologien in den Prozessen der Erfahrung und Wirklichkeitssetzung auf den ersten Blick ungeeignet. Technologien haben aber offensichtlich eine große Bedeutung beim Zugang zur Welt und der damit verbundenen Konturierung der Wirklichkeit bekommen. Sie können deshalb auch dafür eingesetzt werden, die Sicht auf die Welt zu vereinheitlichen und standardisieren. Die sich daran anschließenden Fragen zur Konstruktion von sozialen Wirklichkeiten betreffen auch die Sozialphänomenologie und einige Grundlagen der Soziologie.

#### 4.5.2 Technische Verleihung des Wirklichkeitsakzentes

James' Konzept von Wirklichkeit als die intentionale Hinwendung auf etwas (»*Any relation to our mind at all, in the absence of a stronger relation, suffices to make an object real*«, James 1890: 299, Hervorhebungen im Original) war für die Soziologie der zweiten Generation ein wichtiger Bezugspunkt, in Hinblick auf die Frage der Wirklichkeit wohl der

zentrale. An eine solche, im Grunde schon phänomenologische Definition von Wirklichkeit, kann Schütz unmittelbar anschließen. Ins Zentrum setzt er allerdings die Alltagswelt und fügt damit die soziale Dimension an prominenter Stelle hinzu. Besonders gelegen ist es ihm daran, dass der Wirklichkeitsakzent verlagert werden kann, womit die Alltagswelt nicht unwirklich wird, aber aus der Aufmerksamkeit zeitweise verschwindet. Goffman (1974/1986), sowohl James als auch Schütz honorierend, ist aber unzufrieden mit den vielen individuellen Wirklichkeiten auf der einen und dem so überaus selbstverständlichen Alltag auf der anderen Seite. Deshalb fragt er, wie es zu dieser geteilten Vorstellung davon kommt, was real ist. Dazu betrachtet er in der Rahmen-Analyse vor allem solche Situationen, in denen eben nicht von vornherein allen klar zu sein scheint, was vor sich geht, sondern in einem interaktiven Prozess dieses Verständnis erst hergestellt werden muss (und dabei von einigen für ihre Vorteile genutzt wird). Goffmans Rahmungen können als die Interpretation einer Situation begriffen werden, deren Ziel es auch ist, sie für andere verbindlich zu machen. Das heißt, es kann auf einer grundsätzlichen Ebene zumindest eine *geteilte Vorstellung einer gemeinsamen Wirklichkeitsfähigkeit* geben, die aber immer wieder neu genutzt werden muss, um eine gemeinsame Wirklichkeit herzustellen und immer wieder zu bestätigen (vgl. auch die »Konversationsmaschine« bei Berger und Luckmann 1966/2007: 163–165). Das Problem der postphänomenologischen Soziologie ist es nun, die Technik in diesen Prozess der Verleihung des Wirklichkeitsakzentes beziehungsweise der Setzung der Rahmung zu integrieren. Da hier nicht vorgeschlagen wird, die Welt der Technik als eine eigene Sinnwelt zu fassen, kann auch nicht davon die Rede sein, dass der technischen Welt der Wirklichkeitsakzent verliehen wird. Wie herausgearbeitet wurde, bieten die Technologien verschiedene Weltzugänge, die quer zur horizontalen Verteilung der Sinnwelten geschichtet sind. Die Weltzugänge bilden übereinanderliegende Schichten in einer jeden Sinnwelt, insbesondere auch der Alltagswelt. Der Wirklichkeitsakzent verbleibt damit innerhalb einer Sinnwelt, kann sich darin aber auf unterschiedlichen Ebenen bewegen, beziehungsweise mehrere umfassen. Dies scheint mit Goffmans Rahmenkonzept kompatibel zu sein, insbesondere der Feststellung, dass in einer Situation zumeist mehrere Rahmen aktiv sind (vgl. Goffman 1974/1986: 25). Schütz und Goffman gehen aber natürlich davon aus, dass die Verleihung des Wirklichkeitsakzentes und die Setzung des Rahmens ausschließlich Aufgaben der menschlichen Akteure sind. Bei Schütz – und in der Nachfolge auch in der Wissenssoziologie – ist genauer gesagt das Bewusstsein der Ort, an dem über die Wirklichkeit entschieden wird. Können also Technologien diese Aufgabe der Setzung des Wirklichkeitsakzentes innerhalb der Sinnwelt oder des Rahmens in der Situation übernehmen? Auch wenn die Möglichkeiten der Technologien weitreichend sind und über die des

Werkzeuges vielfach hinaus gehen, manche Technologien ja sogar eine neue Form von interaktionsfähigen Entitäten bilden, können sie diese Rolle nicht aktiv einnehmen. Zwar können sie in einer bestimmten Weise einen Bezug zur Welt haben, aber weder haben sie eine Wirklichkeits-erfahrung noch eine Intentionalität, und damit keine Fähigkeit, aktiv in den Phasen der Externalisierung und Objektivierung teilzuhaben.<sup>50</sup> Zu berücksichtigen ist auf der anderen Seite jedoch, dass die Technik zur Wirklichkeitserzeugung und -stabilisierung eingesetzt werden kann, ihr also eine bestimmte Funktion zugewiesen werden kann.

Um einer weiteren Diskussion darüber, inwiefern die Technik aufgrund ihrer fortgeschrittenen Möglichkeiten vielleicht doch als wirklichkeitserzeugende Instanz gedacht werden müsste, vorzubeugen: Die Frage, ob Technik den Wirklichkeitsakzent und den Rahmen setzen kann, ist eigentlich falsch gestellt. Technische Entitäten können nur innerhalb der Relationen verstanden werden, die sie mit menschlichen Entitäten bilden (vgl. Verbeek 2005a: 117) – genauso auch, wie die Bewusstseinsakte und die Subjekte, die aus den Verbindungen hervorgehen, nur innerhalb der Relationen verstanden werden können. In einer relationalen Ontologie wäre der Ort, an dem über die Wirklichkeit entschieden wird, in den Verbindungen zu suchen, die situativ zwischen den verschiedenen Entitäten bestehen. Ähnlich wie in der Akteur-Netzwerk-Theorie wird man damit der Bedeutung, die nichtmenschliche Entitäten haben – diesmal in Bezug auf die Wirklichkeitskonstruktion – gerecht. Einerseits ergibt sich durch dieses choreografierte Miteinander eine Symmetrie an beteiligten Entitäten, andererseits wird aber eine Asymmetrie beibehalten, da Erfahrung und Intentionalität für die verkörperten Subjekte reserviert bleibt und bislang nur Menschen betrifft. Man könnte es deshalb immer noch in verträglicher Weise mit der klassischen Phänomenologie so formulieren, dass die menschlichen Subjekte den Wirklichkeitsakzent setzen. Allerdings ist dieses menschliche Subjekt das Ergebnis von Relationen mit menschlichen und technischen Entitäten, woraus sich neue Sinnhorizonte und Wirklichkeitsverständnisse ergeben haben, die in der Konstruktion von Wirklichkeit immer mitverwoben sind. Das Potenzial zur Wirklichkeitsstiftung entfalten die Technologien wiederum erst in Verbindung mit den menschlichen Akteuren, die – wenn man die Intentionalität zentral setzen möchte – die Technik zu relevanten Akteuren in den Prozessen der Wirklichkeitskonstruktion ernennen. Das heißt aber eben auch, dass die menschlichen Akteure die Setzung der gesellschaftlich relevanten Bedeutungen technischen Systemen überlassen können. Zu beobachten ist dies beispielweise, wenn die Gesundheitsentscheidungen auf

50 Eine hier letztlich aber nicht zu klärende, philosophische Frage wäre, ob bestimmte technische Entitäten eine Form der Wirklichkeitserfahrung haben, die dem menschlichen Bewusstsein nicht zugänglich ist.

Basis von Messergebnissen oder Apps getroffen werden, Entscheidungen im Straßenverkehr sich an den Assistenzsystemen orientieren oder auch Entscheidungen in der Finanzwelt automatisiert auf Basis von Berechnungen der Algorithmen gefällt werden.

Die *soziale Wirklichkeit* wäre hierdurch mit der Betonung versehen, dass das Soziale in einer erweiterten Fassung zu verstehen ist. Beziehungsweise – wenn man speziell die Bedeutung der Technologien hervorheben möchte – wäre die Bezeichnung *sozio-technische Wirklichkeit* angebracht. Ein letzter Einwand noch: Von der Alltagswelt als einer sozio-technischen Wirklichkeit zu sprechen, scheint nicht angebracht zu sein, da die Technologien zwar manchmal eine tragende, manchmal aber auch keine Rolle spielen. Das allerdings hängt wieder mit dem Technikbegriff zusammen, der bei Ihde beispielsweise sehr breit gewählt war, in dieser Arbeit aber mehr auf neuere, digitale Technologien zugeschnitten wurde. Mit der Betonung von Zeitlichkeit, von situativer Aushandlung und wiederkehrenden Neuverhandlung der Bedeutungen, ist es aber generell schwierig von *der* sozialen oder sozio-technischen Wirklichkeit zu sprechen. Entsprechend wäre der Vorschlag, die Rolle der Situationen in dem Punkt zu stärken sowie mit der Intersituativität die Zusammenhänge zwischen ihnen zu untersuchen. Der Nachteil liegt auf der Hand: man trifft keine Aussage mehr über die soziale Wirklichkeit. Die These wäre aber, dass diese soziale Wirklichkeit als einigermaßen einheitliches und stabiles Ganzes nicht mehr vorzufinden ist. Die Akteure müssen jenseits der wenigen Gewissheiten, die noch geblieben sind, beständig neue Situationen bewältigen. Diese Situationen sind durch Technologien komplexer geworden, und um diese Komplexität zu bewältigen, stehen wiederum Technologien und technisch produzierte Informationen bereit. Mit der Pluralisierung und sozialen Ausdifferenzierung, mit der Vielfalt der Sinnwelten und eben ihrer Vielschichtigkeit aufgrund der verschiedenen Weltzugänge ist die soziale (beziehungsweise sozio-technische Wirklichkeit) ebenso divers.

#### 4.5.3 Kritik an der Prämisse des *Common Sense*

Berger und Luckmann nehmen an, »daß die Alltagswelt für andere ebenso wirklich ist wie für mich.« (Berger/Luckmann 1966/2007: 25). Sofern man also die Alltagswelt als die intersubjektiv geteilte Welt, in der immer eine gewisse gleiche Vorstellung davon besteht, was wirklich ist, charakterisiert, kommen im Lichte der Pluralisierung und Vielschichtigkeit aber Zweifel.<sup>51</sup> Das betrifft insbesondere den *Common Sense*. Für diesen las-

51 Man könnte die Definition der Alltagswelt auch von der anderen Seite her aufbauen: die Alltagswelt wäre dann die Summe aller Selbstverständlichkeiten und Gewissheiten. Nach der hier erfolgten Argumentation müsste man

sen sich zwei Bedeutungsebenen feststellen. Erstens meint Common Sense den *gesunden Menschenverstand*, also eine Art Vernunft, die alle Individuen gemeinsam haben müssten. Zweitens ist damit eine Form des Wissens beschrieben, über das alle Gesellschaftsmitglieder verfügen und welches – obwohl weder verschriftlicht noch geprüft – selbstverständlich ist. Der erste Teil betrifft eine eher philosophische Frage, zu der hier wenig beigetragen werden kann. Beachtet muss aber natürlich werden, dass eine Gleichheit der Subjekte als verkörperte Bewusstseine immer wieder explizit oder implizit als Annahme vorangestellt wird, um Sozialität zu behandeln. Der zweite Teil beruht auf der Annahme, dass ähnliche Erfahrungen und der konsequente Austausch zu einer gemeinsamen Sicht auf die Welt führen, die man als soziale Wirklichkeit bezeichnen könnte. Diese erscheint fortan als eine *objektive* Welt und muss unter *normalen* Umständen auch nicht hinterfragt werden. Diese Elemente der Gewissheit stehen nach bisheriger Einsicht aber zur Disposition. Das schon aufgrund der Struktur spätmoderner Gesellschaften, aber auch aufgrund der körperlichen und technischen Erfahrungsbedingungen.

*Erstens:* Die Annahme, dass wir ähnliche Erfahrungen machen, ist bereits riskant, da sie gleiche Körper voraussetzt. Die Erfahrung basiert unter anderem auf den sinnlichen und leiblichen Zugängen zur Welt und diese sind unterschiedlich gelagert, sowohl was die Dispositionen angeht als auch wie der Körper in seinem Erleben geschult wurde.

*Zweitens:* Je nach Verfügbarkeit von Technologien sind insbesondere im Zeitalter der Digitalisierung unterschiedlich weite Erfahrungshorizonte und unterschiedlich tiefe Erkenntnismöglichkeiten gegeben, durch die die Welt jeweils anders geschichtet ist.

*Drittens:* In einer ausdifferenzierten Gesellschaft kann man nicht davon ausgehen, dass alle die gleichen Situationen erleben und darin Erfahrungen machen. Sicherlich gibt es zahlreiche Institutionen, die alle durchlaufen und kennenlernen – die Familie, die Schule, die Bürokratie oder medizinische Einrichtungen beispielsweise. Aber auch hier muss es als riskant bezeichnet werden, anzunehmen, dass vergleichbare Erfahrungen gemacht werden, zumal die gesellschaftlichen Strukturen je nach Geschlecht, Hautfarbe, Bildung und Alter andere Erfahrungsbedingungen bieten.

*Viertens:* Durch die Globalisierung, die Migrationsbewegungen und die pluralisierte Kultur besteht eine große Vielfalt an Sinnhorizonten, die sich nicht einander ausschließen, sondern sogar leicht zugänglich sind, aber auch erst integriert werden müssen.

*Fünftens:* Durch die Möglichkeiten neuer Medien kommunizieren wir vielleicht so viel wie nie zuvor. Neben dem unvergleichlich leichten Zugang zu Informationen und den Hoffnungen der Demokratisierung

dann aber zu dem Schluss kommen, dass die Alltagswelt als kleinster gemeinsamer Nenner nur noch sehr klein ist.

durch Meinungs austausch stehen aber die medial erzeugten Wissens- und Einstellungsinselfn, in denen kein konsequenter Austausch mit anderen Wissensbeständen und Einstellungen stattfindet.

Sofern man es mit Personen zu tun hat, die nicht nur in der Sozialstruktur unterschiedlich verankert sind, sondern auch noch gänzlich unterschiedliche Weltzugänge und Wirklichkeitsgrundlagen haben, wird es schwieriger, eine intersubjektiv geteilte Wirklichkeit zu formen. Noch mehr, wenn Akteure ins Spiel kommen, bei denen nicht sofort klar ist, in welcher Weise deren Sicht auf die Welt technologisch bestimmt ist und ob es sich nicht vielleicht um technisch *aufgerüstete* Menschen handelt, oder überhaupt um eine technische Entität wie einen sozialen Roboter oder einen intelligenten Algorithmus. Das heißt nicht, dass man an einen solipsistischen Punkt gelangt, an dem jeder seine Wirklichkeit hat. Es ist lediglich eine Betonung, dass die Alltagswelt einen Grad an Vielfalt und Vielschichtigkeit erreicht hat, der für den einzelnen eine nicht mehr überschaubare Komplexität bedeuten kann. Dabei muss das eigene, aus verschiedenen Weltzugängen zusammengesetzte Wirklichkeitsverständnis nicht mit jenem anderer Subjekte übereinstimmen. Wichtig wird einerseits ein Verständnis um das Verhältnis der eigenen körperlichen und technischen Weltzugänge, aber auch, wie diese im Verhältnis zu anderen stehen. Die Prozesse des Vergleichens und Abstimmens werden somit zunehmend wichtiger. Sie sind, so könnte man im Anschluss an Garfinkel sagen, für die soziale Wirklichkeit als soziale Praxis entscheidend (vgl. dazu auch Kissmann 2016: 61). Erneut zu betonen ist die Bedeutung der Aushandlungsprozesse, wie sie in Alltagssituationen stattfinden und notwendig sind, um diese Verhältnisse immer wieder zu aktualisieren. Dabei ist es nicht unbedingt erforderlich, sie zu synthetisieren. Wichtig sind die angesprochenen Übersetzungsformeln, mit denen die verschiedenen eigenen Weltzugänge verglichen werden können, aber auch das Gesamt dieser Zugänge mit dem anderer. Jene, die über die Kompetenzen verfügen, zwischen Weltzugängen zu wechseln, wären in dem Fall im Vorteil. Deren Wissen wäre nicht nur umfangreicher, sondern insbesondere auch situativ und kontextuell immer wieder neu adaptierbar. Eine diesbezügliche These würde lauten, dass die Kompetenz, verschiedene Technologien und Weltzugänge zu nutzen, eine größere Chance in der sozialen Positionierung bedeutet. Nicht zuletzt, weil das in einer digitalen Kultur auch jene Akteure sind, die die Medientechnologien beherrschen und damit im Vorteil sind, wenn es darum geht, den Wirklichkeitsakzent zu setzen. Auch bereits erwähnt wurde, dass ein solches Wechseln zwischen Weltzugängen, und in weiterer Folge Wirklichkeiten, nicht unbedingt eine Desorientierung bedeuten muss. Das Subjekt auf dieser Reflexionsstufe, das sich seines Werdens und seiner Gestaltungsmöglichkeit bewusst ist, könnte einige Chancen eröffnen. Zugegebenermaßen könnte es sich hier um ein überschätztes Subjekt handeln, das vielleicht einer

soziologischen Hoffnung auf die Einsicht in die Relationalität und Relativität jeder sozialen Wirklichkeit entspringt. Zumindest können Technologien und ihre Erweiterungen der Erfahrungen aber so verstanden werden, dass es Gestaltungsmöglichkeiten in Bezug darauf gibt, was für uns als wirklich gelten soll.